

Kommentare zum Beitrag „Interdisziplinäre Sportwissenschaft“

Antje Dresen

Fremdverstehen als Deutungsarbeit einer „integrativen Sportwissenschaft“

Die Autoren Schürmann und Hossner leisten mit ihrer Abhandlung nicht nur einen Beitrag zu Chancen und Problemen der Perspektivenvielfalt in der Sportwissenschaft. Sie geben zugleich wichtige Impulse für die wissenschaftstheoretische Debatte über Interdisziplinarität. Um die Welt in ihrem Funktionieren zu deuten, geht es neben der Zusammenführung von Teilergebnissen insbesondere um Unterschiede in der Betrachtung und im Erfahrungsbereich der einzelnen Disziplinen. In diesem Sinne sind die als selbstverständlich hingegenommenen „Objekte“ ihrerseits wissenschaftlich konstruiert. Dies bedeutet vor allem, dass „gewünschte Interdisziplinarität die gemeinsam kontrollierte Konstruktion eines gemeinsamen Gegenstandes voraussetzt“ (S. 41) und dafür die „Reflexion und Artikulation eigener Präsuppositionen“ (S. 50) notwendig wird.

Auf die „Qualität der wissenschaftsinternen Diskussion“ (S. 50) hat allerdings nicht nur die „Schärfung der Wahrnehmung für das eigene, mehr oder weniger interdisziplinäre, Tun“ (S. 50) einen Einfluss. In diesem Beitrag wird weiter argumentiert, dass Fortschritte der wissenschaftlichen Erkenntnis gleichsam mit einem Bewusstseinsprozess über die Vielfalt möglicher disziplintypischer Konstruktionen einhergehen. Dazu wird ein *Perspektivenwechsel als Fremdverstehen* notwendig, um die gemeinsame Konstruktion eines analytischen Gegenstandes als *intersubjektiv* zu gestalten.

Wer sich zum Beispiel mit dem Thema Doping im Sport beschäftigt und von einem Soziologen erwartet, er möge sich an einer moralischen Diskussion beteiligen, welchen Sport wir eigentlich wollen, der wird wahrscheinlich enttäuscht. Die Soziologie begreift sich vornehmlich als „amoralische Disziplin“ und verpflichtet sich dem Postulat der Werturteilsfreiheit. Dazu beruft sie sich vor allem auf Max Weber, der zu bedenken gibt, dass „wo immer der Mann der Wissenschaft mit seinem eigenen Werturteil kommt, das volle Verstehen der Tatsachen aufhört“ (Weber, 1985, S. 602). Wer über einen Perspektivenwechsel dieses soziologische Wissenschaftsverständnis erkennt, der wird eher nachvollziehen können, dass Soziologen sich in moralischen Fragen zurückhalten.

Wenn wir also in einer interdisziplinären Wissenschaft wie der Sportwissenschaft unsere Forschungsgegenstände *kontrolliert* konstruieren wollen, dann müssen wir uns dem *subjektiv gemeinten* Sinn, den der Andere mit seiner Deutung verbindet, über Perspektivenwechsel annähern. Der Phänomenologe Alfred Schütz, ein Schüler von Edmund Husserl, gilt als soziologischer Klassiker, der diese „Konstruktion gedanklicher Gegenstände im alltäglichen Denken“ (1971, S. 8) zum Thema macht.

Schütz' zentrale These lautet, dass wir unsere soziale, intersubjektive Welt unter reziproken Erwartungen und sich anpassenden Perspektiven gestalten (vgl. Schütz, 1971, S. 8ff.). Dazu rückt das Fremdverstehen als Deutungsarbeit in den Vordergrund. Während Ego seine Erlebnisse im Gesamtzusammenhang seiner Erfahrung selbst auslegt, nimmt es den Erlebnisstrom des Alter Ego über Handlungen wie Mimik, Gestik, Motorik und Sprache wahr. Ego typisiert dabei, um das Handeln des anderen erwarten und schließlich einordnen bzw. deuten zu können. Interaktion wird so zu einem Prozess, in dem die Handlungspartner ihre Typisierungen und damit gedankliche Gegenstände aufeinander abstimmen. Schütz (1971, S. 14) spricht hier von der „Generalthese der reziproken Perspektiven“ und meint die „Vertauschbarkeit der Standorte“ sowie die Unterschiede und „Kongruenz der Relevanzsysteme“.

Aus dieser phänomenologischen Sicht ist, neben der notwendigen Selbstreflexion, also der wechselseitige Abgleich der Perspektiven und Relevanzsysteme des Anderen für erfolgreiche Verständigungsprozesse ausschlaggebend. „Indem ich das Verhalten des Anderen typisiere, typisiere ich mein eigenes Verhalten“ (Schütz, 1971, S. 21) und setze so einen Bewusstseinsprozess über die Vielfalt an Deutungsmöglichkeiten in Gang. Im Alltag passiert diese Verständigungsarbeit häufig routinemäßig oder wird über oftmals kostspielige Kommunikationstrainings eingeübt. In der Wissenschaft scheint Fremdverstehen, trotz interdisziplinärem Studium, schwierig zu sein. Schürmann und Hossner deuten zurecht auf die mehr oder weniger hilflose Zusammenführung von wissenschaftlichen Teilergebnissen, ohne dass der eine von der anderen Beobachterposition und damit Gegenstandskonstruktion Notiz nimmt.

Dies ist nicht nur ein Problem einer interdisziplinär ausgerichteten Sportwissenschaft, sondern vor allem auch der Medizin. Wer zum Beispiel Kopfschmerzen hat und medizinischen Rat sucht, der kann, je nach Facharzt, völlig unterschiedlich therapiert werden. Ein Neurologe wird in erster Linie seine Ursachensuche im zentralen Nervensystem verankern. Ein Orthopäde dagegen rückt den Bewegungsapparat in den Vordergrund. Ein Allergologe wird den Patienten wohl auf etwaige Unverträglichkeiten untersuchen und ein Psychologe die seelischen Befindlichkeiten in den Blick nehmen. Bei durchaus exzellentem Fachwissen, aber mangelndem Weitblick in Form von fehlender Reziprozität der möglichen Perspektiven auf die Ursachen wird der Patient im worst case fehltherapiert. Gehen die Beschwerden gar auf multifaktorielle Gründe zurück, wird eine Behandlung durch eine einseitige Therapie vermutlich wenig erfolgversprechend sein.

Trotz dieser Problematik eignet sich die Medizin jedoch auch als Wegweiser zur Deutungsarbeit des Fremdverstehens, die sodann „integrative Wissenschaft“ mit sich bringt. So können wir gleichsam eine starke Tendenz zur „Ganzheitlichen Medizin“ beobachten. Sehr komplexe, vielschichtige Krankheitsbilder und Syndrome haben einen Wandel des Selbstbilds Medizin angestoßen. Die sogenannten „Halbgötter in Weiß“ erkennen zunehmend nicht nur die Chancen, sondern häufig auch die Grenzen ihrer jeweils fachtypischen Behandlungsoptionen. Im Bewusstsein über die Möglichkeiten anderer Perspektiven rückt so der Patient als Einheit Mensch in körperlicher, seelischer und geistiger Hinsicht in den Mittelpunkt. Dabei scheinen gerade Schulmedizin und Naturheilkunde in der integrativen, ganzheitlichen Behand-

lung von Krankheiten aufeinander zuzugehen. Auf die Therapie und Gesunderhaltung der Patienten kann sich diese Form der kontrollierten Zusammenarbeit positiv auswirken.

Nun ist die Sportwissenschaft nicht in all ihren Facetten therapeutisch ausgelegt, kann aber insbesondere in diagnostizierender Hinsicht von der Medizin lernen. Bleiben wir dazu abermals bei dem „Syndrom Doping“. Schon bei der Frage „Was ist Doping?“ zeigt sich mehr ein Nebeneinander der Disziplinen als eine kontrollierte, *integrative* Gegenstandskonstruktion. Biologen, Biochemiker und Sportmediziner bringen Doping mit Wirkstoffkombinationen und Methoden in Verbindung und verweisen auf Nutzen und Gefahren. Soziologen deuten Doping als Handlungswahl, die unter bestimmten sozialen Bedingungen und Gelegenheitsstrukturen getroffen wird. Juristen streiten sich in schuld- und zivilrechtlichen Fragen. Ethiker und Pädagogen warnen vor dem Verfall des moralischen Fundaments des Sports usw. Würde sich die Sportwissenschaft in dieser Debatte ein Vorbild an der „Integrativen Medizin“ nehmen, rückte im übertragenen Sinne der „Patient Doping“ in seiner vielschichtigen Symptomatik in den Vordergrund. Ohne die Besonderheiten der einzelnen disziplintypischen Perspektiven aufzugeben, könnte im wechselseitigen Verständigungsprozess so auch die „Behandlung des komplexen Problems“ vorangetrieben werden. Zwar finden sich auf Dopingkongressen meistens Vertreter verschiedener Disziplinen. Auch zeigen sich Formen der Zusammenarbeit von zum Beispiel Pädagogen und Soziologen, indem Präventionsprogramme an Subkulturalanalysen und Erkenntnisse aus sportbiografischen Verläufen gekoppelt werden. Aber das Fremdverstehen von diversen perspektivischen Deutungen scheint gegenüber der eigenen eindimensionalen Fokussierung auf die Frage „Was ist Doping?“ weitestgehend nachrangig zu sein.

Dabei geht es bei diesem Beispiel von „Problemtherapie“ im Sport nicht um die Abkehr von monodisziplinärem Arbeiten. Fremdverstehen bedeutet eine perspektivisch offene Grundhaltung, die mit Blick auf die Sportwissenschaft integrative Züge haben kann. So verstanden bedeutet „interdisziplinäre“ und mithin „integrative Sportwissenschaft“ eine *kommunizierte Herstellung von Ordnungen* wissenschaftlicher Problem-Diskurse und Gegenstandskonstruktionen. Diese „Reziprozität der Perspektiven“ kann schließlich zum einen zur Folge haben, dass die Deutungshoheit der eigenen theoretischen und methodischen Herangehensweisen über Standortwechsel selbstbewusst verteidigt wird. So können die Naturwissenschaften durchaus für sich deklarieren, bei dem Nachweis neuer Doping-Wirkstoffe und Methoden ein Alleinstellungsmerkmal zu haben. Der Versuch der Perspektivenübernahme kann aber zum anderen auch dazu führen, die blinden Flecken bei der (Re-)Konstruktion des eigenen analytischen Gegenstandes und damit die Grenzen seiner Disziplin zu erkennen. So muss die Soziologie als primär diagnostizierende Disziplin an die Politik als gesellschaftliche Steuerungsinstanz oder an die Pädagogik in ihrer erziehenden Funktion verweisen, wenn Dopingpräventions-Programme entworfen und handlungspraktisch umgesetzt werden. Wenn weiterhin ethische Fragen zu den Olympischen Ideen Coubertins als Handlungsmaximen aufkommen, ist die Einschätzung der Sportphilosophen gefragt.

Und so zählt auf wissenschaftlicher Erkundungstour zu guter Letzt ein angemessenes Maß an Bescheidenheit, das die Basis allen Fremdverstehens ist. Indem Schürmann und Hossner fraglos Vorausgesetztes im Sport problematisieren und die Schwierigkeiten in der Analyse seiner Forschungsgegenstände benennen, haben sie einen fruchtbaren Boden bereitet, auf dem *kommunizierte und kontrollierte* Deutungsarbeit als Basis aller Interdisziplinarität wachsen kann.

Literatur

- Schütz, A. (1971). Die Konstruktion gedanklicher Gegenstände im alltäglichen Denken. In A. Schütz, *Gesammelte Aufsätze* (S. 8-31). Den Haag: Nijhoff.
- Weber, M. (1985). Wissenschaft als Beruf. In J. Winckelmann (Hrsg.), *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre* (6. Aufl.) (S. 582-614). Tübingen: Mohr.

Frank Hänsel

Eine kleine Psychologie der Interdisziplinarität

Dem Positionspapier von Volker Schürmann und Ernst-Joachim Hossner im Grundtenor nicht *zustimmen* zu wollen, fällt schwer. Ernsthaft gemeinte, mehr als eine simple Addition von Teildisziplinen anstrebende Interdisziplinarität bedarf der Explikation der Perspektivität und der Suche nach Anschlussmöglichkeiten disziplinärer Bearbeitungen von lebensweltlichen Phänomenen – eben Interdisziplinarität als übersetzte Perspektivität auf den gleichen Gegenstand (S. 49 f.). Wie die beiden Autoren ja auch selbst feststellen, ist es wohl Konsens, dass Interdisziplinarität eben ein konstituierendes Merkmal der Sportwissenschaft ist (S. 50 unten).

Die in verschiedenen Nebensätzen von den Autoren angesprochene Bereitschaft, Offenheit, Konfrontation oder Sensibilisierung der Handelnden weist auf einen über die gedankliche Konstituierung von Interdisziplinarität hinausgehenden Aspekt hin, nämlich sozusagen auf eine – man erlaube mir das aus einer sportpsychologischen Perspektive – Psychologie der Interdisziplinarität. Denn Disziplinarität ist metaphorisch gesprochen ein sicherer Hafen. Disziplinär sozialisiert sind die Wege und Maßstäbe des Erkenntnisgewinns relativ eindeutig und werden von einer Gruppe von Gleichgesinnten geteilt bzw. bestärkt. Interdisziplinarität bedeutet dagegen, sich einer unruhigen See mit unbekanntem Küsten anzuvertrauen. Gewohnte und akzeptierte Pfade werden verlassen und in Frage gestellt. Das mag verunsichern, Befürchtungen und Angst auslösen, es macht aber vielleicht auch neugierig und weckt Interesse an Neuem und Unbekanntem – psychoanalytisch gewendet: Angstlust. Siegen allerdings Befürchtungen und Angst, werden die auch in der Forschung bekannten Bewältigungsmechanismen einsetzen wie Vermeidung, Rationalisierung und Abwertung anderer Perspektiven. Mir scheint also neben der gedanklichen Verfasstheit von Interdisziplinarität auch eine psychische nicht unerwähneswert – insbesondere mit Blick auf die am Ende des Positionspapiers konkretisierten Erwartungen.

Daraus folgt aus einer – zugegebenermaßen einseitig und überspitzt formulierten – disziplinären Perspektive: Das Positionspapier von Volker Schürmann und Ernst-Joachim Hossner in der Forschung *mit Leben füllen* zu wollen, fällt schwer. Deshalb erscheint es mir notwendig, über die gedankliche Konstituierung von Interdisziplinarität, die die beiden Autoren leisten, das „Schiff Fahrt aufnehmen“ zu lassen. Und das wird meines Erachtens dann geschehen, wenn die potenziellen disziplinären Vorteile deutlich bzw. erwartbar werden. Oder anders formuliert: Wenn der Nutzen für das disziplinäre Erkenntnisinteresse die Kosten übersteigt. Dabei wären die Kosten beispielsweise die auszuhaltende Verunsicherung, der investierte kognitive Aufwand oder die aufgebotene Zeit, um andere Perspektiven auf ihre Anschlussfähigkeit hin abzuklopfen; der Nutzen könnte in neuen oder in höherem Maße validen Erkenntnissen liegen. Schlussendlich kann es deshalb auch aus einer disziplinären Perspektive Sinn machen, sich den Nutzen einer Berücksichtigung anderer Perspektiven oder auch den Schaden einer Negierung anderer Perspektiven exemplarisch vor Augen zu führen. Für die Sportpsychologie ist die Abwägung der Kosten-Nutzen-Bilanz meines Erachtens einseitig leicht und andererseits schwierig.

Leicht, weil die Sportpsychologie in ihrer empirisch orientierten Methodologie Schnittstellen und Integrationsmöglichkeiten zu anderen Perspektiven bereit hält. Beispielsweise durch die in der Versuchsplanung gängige Unterscheidung in verschiedene Quellen, aus denen sich die Varianz von abhängigen Variablen erklären lässt, eben der erwünschten Primärvarianz, der zu kontrollierenden Sekundärvarianz und der Fehlervarianz.

Ein Beispiel aus der Entscheidungsforschung soll das illustrieren. Frey (1990) konstatiert, dass, obwohl die beiden Disziplinen der Ökonomie und der Psychologie das Verhalten von Menschen fokussieren (also vermutlich einen gemeinsamen Gegenstand haben), das Verhältnis der beiden Disziplinen von wechselseitiger Missachtung geprägt ist. Ein Kristallisationspunkt dieser Missachtung ist das Entscheidungsverhalten von Menschen. Während in der neoklassischen Ökonomie das Entscheidungsverhalten nach dem Prinzip des rationalen Kalküls einer Erwartungsnutzenmaximierung (*homo oeconomicus*) modelliert wird, weist die Psychologie auf nicht-rationale „Anomalien“ im Entscheidungsverhalten hin, beispielsweise im Sinne Prospect Theory von Kahneman und Tversky (1979). Die Reaktionen aus der Ökonomie auf die Ergebnisse der psychologischen Entscheidungsforschung sind unterschiedlich, häufig aber werden die Anomalien abgewertet, als nicht bedeutsam betrachtet. Neben dem generellen „Das ist irrelevant“-Argument (Ausschluss per definitionem) ist eine im vorliegenden Kontext interessante Begründung, dass die beobachteten Anomalien „zufällig verteilt [sind] und deshalb im Aggregat nicht erscheinen“ (Frey, 1990, S. 73). Danach verhalten sich Menschen zuweilen nicht-rational, die Anomalien weisen aber in alle Richtungen und mitteln sich so im Aggregat (Märkte) wieder aus. In der Nomenklatur der psychologischen Versuchsplanung gesprochen: Die Ökonomie gesteht den Anomalien nicht den Status einer systematischen Varianzquelle zu, die zumindest als Sekundärvarianz entsprechend zu kontrollieren wäre. Die Anomalien werden als unsystematische Varianzquellen aufgefasst und der Fehlervarianz zugeschlagen. Aus der Perspektive der Psychologie ist man natürlich gewillt, der Ökonomie aufgrund der empirischen Befunde anzuraten,

den Anomalien zumindest vorläufig den Status von systematischen Varianzquellen zuzugestehen und diese entsprechend zu prüfen.

Ich meine zu verstehen, dass diese für die Sportpsychologie leichte Variante interdisziplinärer „Fehlervarianz-zu-Sekundärvarianz“-Anschlussfähigkeit gegenüber der Position von Volker Schürmann und Ernst-Joachim Hossner deutlich zu kurz greift. Mir scheint auch ihre Position deutlich radikaler als die von Klaus Willimczik (2011), der mit Bezug auf Jürgen Nitsch (2011) nicht nur von kompatiblen Schnittstellen zwischen verschiedenen Disziplinen spricht, sondern auch auf die Notwendigkeit einer Intertheoretik hinweist. So führen Volker Schürmann und Ernst-Joachim Hossner aus, dass Perspektivität dann zu Interdisziplinarität werden kann, wenn eine „gemeinsam kontrollierte Konstruktion eines gemeinsamen Analysegegenstandes“ (S. 49) geleistet wird. Um das zu erreichen, müssten die Präsuppositionen reflektiert und artikuliert werden, mithin also methodologische, anthropologische, gesellschafts- und natur-philosophische Positionen sowie ontologische Abklärungen der kleinsten Analyseeinheiten und deren Grundcharakter expliziert werden (S. 50). Unter dieser Prämisse fällt der Sportpsychologie meines Erachtens die Abwägung der Kosten-Nutzen-Bilanz schwer.

Schwer, wenn die Sportpsychologie mit Perspektiven konfrontiert wird – und hier ist sie nicht anders als die Ökonomie –, deren Evidenzkriterien für gültig gehaltene Erkenntnisse nicht den eigenen entsprechen. Die Sportpsychologie als empirische Wissenschaft wird natürlich mit Erkenntnissen anderer Disziplinen vor allem dann in Konflikt geraten, wenn diese andere Formen der Erkenntnisgewinnung in den Mittelpunkt ihrer Evidenzbeurteilung stellen (Engelen, Fleischhack, Galizia & Landfester, 2010). Auch hier überspitzt: Mildes Interesse an den Ergebnissen anderer Disziplinen zeigen oder eine forschungsmethodische Integration herbeiführen, indem man beispielsweise das hermeneutische Vorgehen als hypothesengenerierend und das Experiment als die eigentliche Hypothesentestung betrachtet oder indem man eine potenzielle Komplementarität (Nitsch, 2011; Willimczik, 2011) ausmacht, ist nicht gemeint. Sondern: Wie könnte die Unterschiedlichkeit in der Bewertung von Erkenntnissen, also wie Evidenz verstanden und begründet wird, überwunden werden und Sportwissenschaft mehr werden als die Addition oder Substraktion von Erkenntnissen?

Literatur

- Engelen, E.-M., Fleischhack, C., Galizia, C. G. & Landfester, K. (Hrsg.). (2010). *Heureka – Evidenzkriterien in den Wissenschaften*. Heidelberg: Spektrum.
- Frey, B. S. (1990). Entscheidungsanomalien: Die Sicht der Ökonomie. *Psychologische Rundschau*, 41, 67-83.
- Kahneman, D. & Tversky, A. (1979). Prospect theory: An analysis of decision under risk. *Econometrica*, 47, 263-291.
- Nitsch, J. (2011). Sportpsychologie. In K. Willimczik (Hrsg.), *Sportwissenschaft interdisziplinär – Ein wissenschaftstheoretischer Dialog* (Bd. 4, S. 109-144). Hamburg: Czwalina.
- Willimczik, K. (2011). Wissenschaft bewegt Sport bewegt Wissenschaft. *Sportwissenschaft*, 41, 327-335.

Nikolaos Kromidas

Zur Logik der perspektivischen Interdisziplinarität bei Schürmann und Hossner

Interdisziplinarität ist keine Perspektive: Sie ist – als Umgang mit Perspektivität – eine Kultur der Perspektivität. Insbesondere ist Interdisziplinarität eine gemeinsame Praxis des Perspektivenwechselns, des Übersetzens und des Reflektierens. So meine Lesart von Schürmann und Hossner. Grundlage für eine interdisziplinäre Wissenschaft ist in diesem Sinne eine gemeinsame Kultur der Perspektivität und damit ist eine Logik der Perspektivität, um die es hier geht, eine kulturwissenschaftliche Logik.

Ich beginne mit der Betrachtung des Beispiels von den Perspektiven auf eine Stadt. In diesem Gedankenexperiment umrundet ein Wanderer eine Stadt, die er aus verschiedenen Perspektiven betrachtet. Die Stadt ist kein Luftschloss und keine Konstruktion des Wanderers. Das heißt, die reale Stadt ist eine Entität, über deren Identität sich der Wanderer jedoch wundern kann, da er die Stadt immer nur aus einer bestimmten Perspektive sieht. Die Identität der Stadt ist aus Sicht des Wanderers fraglich. Die Stadt scheint also eine Entität ohne Identität sein zu können.

Der Wanderer kultiviert die Herausforderung, indem er mehrdimensional perspektiviert. Die lebensweltlich dimensionierte „Stadt“ wird als gedanklich dimensionierte „STADT“ in eine wissenschaftliche Perspektive („Labor“) hineingeholt. Dabei identifiziert der Wanderer reflexiv und referenziell: Reflexiv identifiziert der Wanderer eine Perspektive auf eine Stadt und referenziell identifiziert er eine Stadt. Dafür benötigt der Wanderer eine Rahmensprache, die klärt, was „reflexiv“ und was „referenziell“ heißt und was es heißt, dass er mit einer reflexiv bestimmten Perspektive eine referenziell bestimmte Stadt betrachtet und sich dabei wundern kann, ob er aus verschiedenen Perspektiven dieselbe Stadt sieht.

Wenn Interdisziplinarität eine Kultur der Perspektivität ist, wie die zentrale These lautet, dann ist eine interdisziplinäre Rahmensprache eine Sprache, die kulturelle Werke bestimmt und damit geht es hier um eine kulturwissenschaftliche Logik der Bestimmung kultureller Werke. Cassirer (2009) folgend basiert eine kulturwissenschaftliche Logik auf den symbolischen Formen einer Kultur. Dies sind formal bestimmte Dinge, die eine Bedeutung ausdrücken. Auf diese Weise sind kultivierte Perspektiven symbolische Formen, die ein Gedankending ausdrücken. Eine interdisziplinäre Perspektivität – logisch betrachtet eine Struktur von symbolischen Formen – ist typologisch organisiert (vgl. Cassirer, 2009). Eine Perspektive ist – betrachtet als ein kulturelles Werk – logisch ein Typ und eine Rahmensprache ist in diesem Sinne typologisch. Symbolische Formen bzw. Perspektiven sind als Gegenstand einer kulturwissenschaftlichen Logik typologische Objekte und eine entsprechende Typologie ist die logische Struktur eines Netzes von symbolischen Formen. Eine Typologie ist, so meine These, der logische Bezugspunkt einer perspektivischen Interdisziplinarität und ein entsprechender Typenkomplex der logische Bezugspunkt von einem konkreten interdisziplinären Projekt.

Typen sind nun abstrakte Gegenstände, die unvollständig bestimmt sind und konkrete Realisierungen besitzen können (vgl. Reicher, 2003). Sie sind abstrakt, weil sie unabhängig von ihren konkreten Realisierungen sind und sie sind unvollständig, weil sie schematische Gebilde darstellen und nicht alle Eigenschaften eines Realisierungsgegenstandes erfassen. Dazu ein Beispiel: Der Typ „Salto“ sei bestimmt als ein Purzelbaum in der Luft. Unbestimmt ist hier etwa die Winkelgeschwindigkeit eines realisierten Saltos. An dem Beispiel zeigt sich noch eine weitere Eigenart der Bestimmung von Typen: die Prädikation „... ist bestimmt als ---“, welche sich von der referenziellen Prädikation „... ist ---“ unterscheidet (vgl. Reicher, 2003). Typologische Prädikationen referieren nicht auf eine konkrete Lebenswelt (z. B. auf den lebensweltlichen Gegenstand „Salto“) – dies leisten referenzielle Bestimmungen eines Realisierungsgegenstandes – sondern sie reflektieren abstrakte Gedankendinge.

Reflexive Begriffe können in einer substitutionellen Semantik nach Wieckowski (2008) bestimmt werden. Dabei sind reflexive Prädikationen nicht genau dann wahr, wenn sie referenziell korrespondierend sagen, was der Fall ist, sondern sie sind genau dann wahr, wenn sie kohärent in einem Netz von symbolischen Formen integriert sind. Typologische Begriffe – als besondere reflexive Begriffe – strukturieren ein Begriffsnetz, indem sie Begriffe unterscheiden, die charakteristisch für einen Typ sind und Begriffe, die konform zu einer bestimmten Charakterisierung des Typs sind. Die Unterscheidung verläuft entlang der jeweiligen Präsuppositionen im Sinne von Nominalen Definitionen für Namen und von Bedeutungspostulaten für Prädikate. Es geht hier z. B. darum, was für ein Gedankending eine Disziplin namentlich betrachtet und wie sie dieses Gedankending prädiziert.

Aufgrund einer gewissen kulturellen Stabilität von Nominalen Definitionen und Bedeutungspostulaten ist eine Rahmensprache möglich, in welcher relativ stabile Charakterisierungen von Typen relativ stabil übersetzt werden können. Dabei sind hier – aus dimensionaler Sicht – zwei Weisen der Übersetzung möglich. Zum einen die Übersetzung einer reflexiven Semantik in eine referenzielle Semantik und zum anderen die Übersetzung von Charakterisierungen einzelner Typen. Die erste Weise der Übersetzung gewährleistet, dass von realisierten Typen und von Realisierungsgegenständen die Rede ist. Die zweite Weise der Übersetzung von Charakterisierungen einzelner Typen (Perspektiven) charakterisiert einen Typenkomplex und gewährleistet die Rede von einem gemeinsamen Gedankending. Ein Typenkomplex wird aus Typen gebildet, die logische Teile des komplexen Typs sind. Der Komplex besteht aus einem logischen Zusammenhang charakteristischer und konformer Prädikationen der jeweiligen Typen bzw. logischen Teile. Der interdisziplinäre Zusammenhang ist hier nicht mengentheoretisch: Logische Teile sind Typen und Typen sind keine Mengen. Ein interdisziplinärer Typenkomplex ist keine vorausgesetzte Menge, sondern ein interdisziplinär charakterisiertes kulturelles Werk.

Zurück zum Wanderer: Eine perspektivierte Stadt ist logisch eine typisierte Stadt und wenn der jeweilige Typ „STADT“ realisiert ist, dann perspektiviert der Wanderer eine reale „Stadt“ und kein Luftschloss. Der Wanderer kultiviert nun die Perspektivität, indem er einen Typenkomplex „STADT“ charakterisiert. Dabei interpretiert er Perspektiven seines Rundgangs als realisierte Typen, das heißt als eingenommene Perspektiven auf eine reale Stadt. Die Konstruktion des komplexen Typs „STADT“

erfolgt, indem er die Charakterisierungen der einzelnen Typen wechselseitig übersetzt.

Der lebensweltliche Gegenstand "Stadt" wird nicht ohne den Laborgegenstand "STADT" als Stadt erkannt. Der Wanderer kann also nicht ohne eine eingenommene Perspektive eine reale Stadt sehen und das heißt mit anderen Worten: Eine referenzielle Bestimmung der lebensweltlichen "Stadt" erfasst der Wanderer nicht ohne eine kulturwissenschaftlich logisch vorgeordnete reflexive Bestimmung des Typs "STADT". Bei realisierten Typen ist die reflexive Charakterisierung eines Typs in eine referenzielle Bestimmung des Realisierungsgegenstandes übersetzt. Da ein Typ aber unvollständig charakterisiert ist und damit auch die Übersetzung in eine entsprechende referenzielle Bestimmung des Realisierungsgegenstandes unvollständig ist und z. B. nicht alle referenziellen Kennzeichnungen der Stadt enthält, kann sich der Wanderer wundern, ob verschiedene Perspektiven derselben "Stadt" sind. In diesem Sinne kann eine Perspektive „CHEMNITZ“ unabhängig von einer Perspektive „KARL-MARX-STADT“ sein – das heißt ein Wundern ist möglich. Dabei sind die beiden Perspektiven unvollständig charakterisiert, sodass in Freges Tradition „Chemnitz“ = „Karl-Marx-Stadt“ erhellend sein kann und das Wundern in diesem Fall ein Ende nimmt. Die "Stadt" ist aber überdauernd referenziell identifiziert, auch wenn ihre referenzielle Bestimmung nicht vollständig von einer Perspektive erfasst ist – denn es werden hier letztlich nur reflexiv bestimmte Perspektiven als unterschiedlich identifiziert und keine referenziell bestimmten realen Gegenstände. Eine reale „Stadt“ ist eine Entität mit referenzieller Identität, relativ zu einem Typenkomplex „STADT“.

Zusammenfassung:

Interdisziplinarität setzt nach Schürmann und Hossner eine gemeinsam kontrollierte Konstruktion eines gemeinsamen Gegenstandes voraus. Typologisch darauf aufbauend: Die Gemeinsamkeit besteht in einer Kultur symbolischer Formen, die Konstruktion erfolgt technisch in einer zweidimensionalen Rahmensprache, die Ordnung der Konstruktion ist eine Typologie und daher ist die Kontrolle typologisch, und schließlich ist der gemeinsame Gegenstand logisch betrachtet ein Typenkomplex.

Literatur

- Cassirer, E. (2009). Zur Erkenntnistheorie der Kulturwissenschaften. In R. Konersmann (Hrsg.), *Grundlagentexte Kulturphilosophie* (S. 139-164). Hamburg: Meiner.
- Reicher, M. E. (2003). Eine Typenontologie der Kunst. In R. Schmücker (Hrsg.), *Identität und Existenz. Studien zur Ontologie der Kunst* (S. 180-199). Paderborn: Mentis.
- Wieckowski, B. (2008). Substitution Puzzles and Substitutional Semantics. In A. Grønn (Hrsg.), *Proceedings of Sinn und Bedeutung 12* (S. 645-662). Oslo: Department of Literature, Area Studies and European Languages, University of Oslo.

Heinz Mechling

Mit Salto in die Interdisziplinarität und wieder hinaus oder wird Perspektivität die Interdisziplinarität retten?

Vorbemerkungen

Der Ziel-Beitrag verfolgt verschiedene Ziele. Unausgesprochen zeigt sich eine Metatheorie am Horizont. Mit „Perspektivität“ soll eine Grundlage für Interdisziplinarität entwickelt werden. Als weitere Ziele erschließen sich implizit: 1. Wege aufzuzeigen, wie die Identität der Sportwissenschaft als Fach erhalten und 2. wie die Praxis mit interdisziplinären Erkenntnissen unterstützt werden kann. Die Diskussion zu diesen Punkten ist nicht neu, aber aufgrund von befürchteten Desintegrationstendenzen angebracht.

Eine solche Diskussion wird mit dem Zielbeitrag allerdings nicht eröffnet. Mit der Setzung, dass „wissenschaftliches Erkennen perspektivisch ist“ wird sie eingeeengt. Die Aufforderung an wissenschaftliche Disziplinen (alle?) und an Teildisziplinen der Sportwissenschaft, vor einer interdisziplinären Zusammenarbeit eine „gemeinsam kontrollierte Konstruktion eines gemeinsamen Gegenstandes“ zu entwickeln, ist eher hinderlich. Ein „konstruierter“ Gegenstand führt zu disziplinärer und interdisziplinärer Verwirrung. Zumal ‚der‘ Gegenstand der Sportwissenschaft immer noch nicht konsensual eindeutig formuliert ist. Das Interesse beitragsfähiger Disziplinen an der Entwicklung eines innovativen (?) gemeinsamen Gegenstandes – um unser Interdisziplinaritätsproblem zu lösen – wird deren Beitragswille mindern. *Dieser Kommentar folgt daher nicht der philosophisch-wissenschaftstheoretischen Vorlage, sondern es werden übergeordnete Ansatzpunkte pragmatisch diskutiert.*

Interdisziplinäre Annäherung – Wissenschaftsverständnis – Terminologie

Nach ausgiebigen Diskussionen zur Einheit der Sportwissenschaft in den 1970er-Jahren gab es erste pragmatische Annäherungen zu interdisziplinärer Forschung in den 1980er-Jahren. Ein inhaltlich-methodischer Konsens zwischen der Sportmedizin sowie der Bewegungs- und Trainingswissenschaft wurde gesucht. Die Überzeugung von Personen, dass Fragestellungen mit der Theorie und den Methoden des jeweils Anderen gemeinsam adäquater zu beantworten sind, reichte aus. Neben der sportwissenschaftlichen Interdisziplinarität führte dies zu einer über die eigenen Grenzen hinausreichenden Multidisziplinarität. Sportwissenschaftliche Detailfragen wurden dabei auch für grundlagenwissenschaftliche Fächer interessant. *Diese Form der Interdisziplinarität wird problem- und bedarfsorientiert nicht nur in der Sportwissenschaft, sondern über viele disziplinäre Grenzen hinweg auch in der Grundlagenforschung betrieben und immer mehr als unverzichtbar erachtet. Ob es sich dabei um Inter-, Multi-, Meta- oder Transdisziplinarität handelt, ist von untergeordneter Bedeutung!*

Mit einem „Salto“, ohne Hilfestellung durch andere Teildisziplinen der Sportwissenschaft und ohne durch einen „konstruierten Gegenstand“ abgefedert zu sein, begann der Sprung in die Interdisziplinarität. Dass einzelne Disziplinen an einem lebensweltlichen Vorgang Unterschiedliches betrachten, war und ist selbstverständ-

lich. „Sport“-Biomechanikern zu unterstellen, sie dächten bei einem misslungenen Salto zuerst an Gelenkwinkel, stellt deren auch vorhandene, lebensweltlich orientierte Kompetenz in Frage. Beim Lehren und Lernen von Bewegungsfertigkeiten ist es aus Sicherheitsgründen geradezu fahrlässig, elementare biomechanische Grundlagen nicht zu beachten. An Raum-Zeit-Kraft und Gravitation sowie den sensorisch-motorischen Vorgängen kommen weder der Sportpädagoge noch der Sportphilosoph vorbei. Bei einer „Landung auf dem Rücken beim Salto“ kann der beobachtende Biomechaniker wie der „Erziehungswissenschaftler“ (eher Sportpädagoge/-lehrer/Trainer!) auf „Überforderung“ kommen. Bei der Suche nach Fehlerursachen unterscheiden sie sich! Der eine reagiert mitfühlend und nach bewegungsexternen Gründen, der andere mitfühlend und nach bewegungsinternen Fakten. Bereits hier wird klar, dass es notwendig ist, sich einer komplexen Problematik mit Wissen aus Teildisziplinen zu nähern. *Eine solide Problemlösung berücksichtigt biomechanische, sensorisch-motorische, kognitive und emotionale Erkenntnisse – diese Perspektivität ist praktisch unvermeidbar.*

Aus Gründen der „Klarheit des Denkens“ ist es zwingend erforderlich, sich über die Zugangsweisen einer lebensweltlich handlungsorientierten Wissenschaft zu verständigen. Dabei weist die Sportwissenschaft der Praxis einen eigenen Stellenwert zu. Wissenschaft, auch Erziehungswissenschaft, beschränkt sich darauf, die Welt abzubilden, wie sie ist, nicht wie sie sein soll. Behauptungen und Hypothesen werden kritisch geprüft und diskutiert, ob sie mit beobachteten Tatsachen vereinbar sind und gesetzmäßig zusammenhängen. Praxis/Lehre wird als eine geordnete Zusammenfassung von Erkenntnissen, Ratschlägen, Empfehlungen und Normen betrachtet, wie ein Sachbereich zu organisieren, zu beherrschen und zu verbessern ist. Dieser Bereich kann sowohl aus anthropologischer, pädagogischer, sozio-kulturell normorientierter (wie es sein soll) als auch aus erziehungswissenschaftlicher (erfüllen Lehr-, Unterrichts- und Organisationsformen die Vorgaben und Ziele – wie es ist) Sicht behandelt werden (erfüllen Lehr-, Unterrichts- und Organisationsformen die Vorgaben und Ziele – wie es ist). Diese wohlbegründete Unterscheidung von Sein und Sollen, von Wissenschaft und Praxis/Lehre ist höchst bedeutsam. Sind die Grenzen zwischen Wissenschaft und Lehre erst einmal gefallen, kann jede normativ pädagogische, auch ideologische Überzeugung als Wissenschaft ausgegeben werden. Nichtbeachtung führt dazu, dass erkenntnistheoretische und empirische Ergebnisse zum Nachteil einer soliden Theorieentwicklung übersehen werden. Um diese Fehler auszuschließen, ist es notwendig, *rezipiertes Wissen* (Erkenntnisse nichtsportwissenschaftlicher Disziplinen) und *generiertes Wissen* (der eigenen Disziplin) zu berücksichtigen. *Die Sportwissenschaft sollte auf diesem Wege zu einer schrittweisen Annäherung von Gegenstand und Erfahrung kommen. Zu erkennen, welche Kraft in der Interdisziplinarität steckt, ist hierfür eine unverzichtbare Voraussetzung. Interdisziplinarität ist als Kern der Sportwissenschaft beizubehalten!*

Für Interdisziplinarität ist nicht nur ein Grundverständnis von Wissenschaft erforderlich, sondern auch disziplinäre Klarheit. Aktuelle Tendenzen und Literatur aus den beitragsfähigen/-willigen Disziplinen sind zu berücksichtigen. Eigene Perspektiven dürfen nicht auf andere Disziplinen angewendet und schon gar nicht darf falsche Perspektivwahl unterstellt werden. Dies geschieht schnell, wenn wie im Ziel-Beitrag

die wissenschaftliche Neugier bei der Klärung von Sinn- und Sachfragen vermengt wird. *Die Trennung von geisteswissenschaftlichem und naturwissenschaftlichem Ansatz, von Verstehen und Erklären, von Ich und Es muss so weit eingehalten werden, dass die disziplinären Erkenntnisse mit aktuellsten Theorien und Methoden vorangetrieben und für interdisziplinäre Kooperationen auf neuen Erkenntnisebenen genutzt werden können.* Gegenseitige Vorurteile stören die notwendige Koalition von Sinn- und Realitätssuche. Einordnung darf nicht zu Unterordnung führen. Konfrontative Diskurse führen zu oft unerwarteten, nützlichen Querverbindungen. Strenge Definitionen und differenzierte Nachfragen der Naturwissenschaften müssen mit bedeutungsreicheren Begriffen anderer Disziplinen konfrontiert werden, und vice versa. Dabei sind alle Disziplinen berechtigt und verpflichtet, ihre Möglichkeiten der Hypothesenprüfung und der Theoriebildung maximal auszuschöpfen. Bei solchen Überlegungen ist allerdings nach wie vor Nüchternheit angesagt, denn die Erkenntnisinteressen bleiben verschieden.

Bei der Einladung zur und dem „Umgang mit Perspektivität“ sind terminologische und inhaltliche Konsistenz vorauszusetzen. So muss z. B. die „Gesamtbewegung Salto“ nach Perspektivitätsgrundsätzen eine *Gesamthandlung* sein.

Sportwissenschaft zwischen Sportdidaktik und Forschung

Aktuelle Erkenntnisse aus disziplinärer und interdisziplinärer Forschung sind für die Praxisentwicklung unverzichtbar. Die hierzu notwendige anwendungsorientierte Forschung wird als ‚knowledge linker‘ seit vielen Jahren vernachlässigt.

Bei der Qualifikation des wissenschaftlichen Nachwuchses wird sie zu wenig honoriert. International akzeptierte Publikationskriterien wie IF (impact factor) führen dazu, dass grundlagenorientiertes Arbeiten bevorzugt wird. Neben organisatorisch finanziellen Rahmenbedingungen ist die Integration neuer disziplinär inhaltlicher Ansätze geeignet, die Kriterien, hochrangige Publikationen und Exzellenz, auch mit anwendungsorientierter Forschung zu erfüllen. Hinreichende Orientierung liefern die grundlagenorientierten Theorie- und Methodenangebote aus Hirnforschung, Sensorik, Wahrnehmung und Kognition, Embodiment, Epigenetik und Biokulturelle Ko-Konstruktion. Diese können und müssen für die Anwendungsforschung genutzt werden. Neue Erkenntnisse aus dieser Forschung sind für die Weiterentwicklung pädagogischer und didaktisch-methodischer Angebote unerlässlich. Interdisziplinaritätsforderungen aus der Sportwissenschaft sind hier neu zu erfüllen. Denn, wie heben wir den Sportlehrer auf die zitierte, von Leibniz beschriebene „Anhöhe“? Ergebnisse facheigener Grundlagen- und Anwendungsforschung müssen didaktisch-methodisch übersetzt werden. Ein neues „Journal of Applied Sport Sciences“ wäre hilfreich. Wir dürfen Sport-Lehrende und Sport-Studierende nicht mit „interdisziplinärem Denken“ allein lassen und überfordern.

Die klugen Praktiker ziehen in der komplexen Realsituation verschiedene Perspektiven zu Rate. Diese führen günstiger Weise zu hierarchisch sortierten, im Studium zu erwerbenden Entscheidungshilfen. Ihnen sollten empirisch begründete und durch berufstheoretisches Wissen ergänzte Kriterien zugrunde liegen. Diese beruhen auf der Kenntnis der Einflussgrößen und deren Einflusshöhe als Ergebnisse quantitativer

und qualitativer Forschung sowie deren überschlagsmäßig kalkuliertem Beitrag der Varianzaufklärung an der Gesamtleistung.

Perspektivität zwischen Ignoranz und Nichtfalsifizierbarkeit

Die Sportwissenschaft darf sich nicht mehr nur selbst genügen. Sie benötigt andere Disziplinen bzw. Protagonisten ihrer Teildisziplinen, um sich wissenschaftlich und praktisch weiterzuentwickeln. Der Zielbeitrag vermittelt eher Zweifel, ob Interdisziplinarität tatsächlich erwünscht ist und ob die propagierte „Perspektivität“ zielführend ist. Aus ihrer Sicht werden die Bedingungen für den gemeinsam zu konstruierenden Gegenstand wie folgt formuliert:

Relevante Aspekte der Reflexion und Artikulation eigener Präsuppositionen sind Explikationen von methodologischen, anthropologischen, gesellschafts- und naturphilosophischen Positionen sowie ontologische Abklärung der kleinsten Analyseeinheit und deren Grundcharakter.

Den Disziplinen Sport-Biomechanik und Sport-Pädagogik wird konzidiert, dass es „durchaus Sinn macht, dass es sie gibt“, allerdings nur dann, wenn sie um die Unterschiede zwischen sich wissen! Angebote zu interdisziplinärer Forschung sind das nicht! Beispiele für die eigene Argumentation sind teilweise vorurteilsbehaftet, wie z. B. zu Verantwortlichkeit und Neurowissenschaft oder Biomechanik und Präsupposition. Wer anderen Disziplinen naiven Reduktionismus unterstellt, übersieht, dass gezielt Erklärungen auf niedrigeren Ebenen angestrebt und auf höheren zusammengeführt werden. Kausale Zusammenhänge, die anderweitig nicht gefunden werden können, sind auch für eine reflektierte Perspektivität unverzichtbar. *Perspektivität an sich beinhaltet gegenüber der Interdisziplinarität noch keinen erkennbaren Vorteil!*

Ohne bereits „Perspektivist“ zu sein, fällt es schwer, der „Perspektivität“ uneingeschränkt zu folgen. *Dabei bieten sich in der Realität der Sportwissenschaft viele Leitthemen wie Alter, Gesundheit, Leistung, Lernen, Techniktraining, Gesellschaft, Bildung und Epigenetik für interdisziplinäres Arbeiten an. Deren Bearbeitung ist disziplinär nur unvollständig möglich – Interdisziplinarität ist hier Voraussetzung.*

Für eine zukunftsorientierte Interdisziplinarität bedürfte es allerdings einer überzeugenden Strategie der „Perspektivität“. Hierfür wird eine detaillierte methodische Vorgehensweise, ein Modell der Perspektivität vermisst. Ein solches Modell muss disziplinäre und interdisziplinäre Schnittstellen aufweisen, an denen Probleme und Fragen aufgezeigt und gestellt werden können. Die Modellannahmen sollten theoretische, operationale und empirische Prüfmöglichkeiten eröffnen.

Abschließend müssen die Fragen gestellt werden, warum „die Sportwissenschaft“ in Teilen stagniert bzw. immer noch über sich selbst diskutiert, während Teildisziplinen größere Fortschritte erzielen, bis hin zur Anerkennung in den Mutterwissenschaften. Warum sind wir mit dem eigenen Anspruch der 1980er-Jahre nicht weitergekommen? Haben wir technologische Forschungsprogramme und damit Anwendungsforschung sträflich vernachlässigt?

Sind wir mit einem Salto unabgesichert in die Interdisziplinarität hineingesprungen, so sollten wir uns nicht mit einem, uns selbst und andere überfordernden Rückwärtssalto der „Perspektivität“ wieder aus ihr verabschieden.

Hermann Müller

Erklärung, Vorhersage und Interdisziplinarität in der Sportwissenschaft

Schürmann und Hossner erwähnen in ihrem Beitrag das Leibniz-Beispiel des Wanderers, der eine Stadt umwandert und diese dabei aus unterschiedlichen Perspektiven beobachtet. Will man den wesentlichen Aspekt der Disziplinarität von Wissenschaften, verstanden als unterschiedliche, nicht aufeinander reduzierbare Perspektivität, in diesem Bild darstellen, sollte man sich nicht einen Wanderer vorstellen, der wechselnde Perspektiven erlebt, sondern vielleicht eher sesshafte Bauern, die auf den Hügeln um die Stadt leben. Sie beobachten die Stadt von ihrem jeweiligen Hügel aus, ohne diesen jedoch zu verlassen und auch ohne die Stadt selbst zu besuchen. Anlass für ihre Beobachtungen sind existenzielle Fragen. Welche Produkte sollen sie auf ihren Feldern anbauen, damit sie die Nachfrage der Händler aus der Stadt treffen, die von Zeit zu Zeit zu ihnen heraufkommen? In Folge jahrelanger Erfahrung hat sich bei den Bauern im Osten der Stadt, die gute Sicht auf den Hafen und den Exerzierplatz haben, die Regel herausgebildet, dass eine große Anzahl von Schiffen und starke militärische Übungsaktivität erwarten lassen, dass demnächst eine große Nachfrage nach Fleischkonserven zu erwarten ist. Die Bauern im Westen der Stadt können weder Hafen noch Exerzierplatz sehen, dafür haben sie beste Sicht auf den Marktplatz und die Webereien. Wenn viele Stände auf dem Marktplatz sind und die Mühlräder sich in den Webereien fast ganztägig drehen, werden Wolle, Flachs und Gemüse nachgefragt werden. Die Bauern im Norden der Stadt sehen nur den Hafen und den Anger der Stadt. Wenn nur wenig Pferde auf dem Anger sind, aber gleichzeitig viele Schiffe im Hafen, wird die Nachfrage nach Pferdefohlen in Zukunft steigen. In jeder Bauerngemeinde haben sich auf der Basis der bisherigen Erfahrungen Erklärungsmuster entwickelt, wie die beobachteten Ereignisse in der Stadt mit der Nachfrage nach Gütern zusammenhängen. Dabei haben sich auch Begriffe für die Zustände entwickelt, die als vermittelnde Wirkelemente angenommen werden. So sprechen die Ostbauern von „Alarmzustand“ als Auslöser von Fleischnachfrage, die Westbauern von „Mühlensausen“ als Auslöser von Wollnachfrage und die Nordbauern von „Pferdeverschiffung“ als Grund für den Fohlenbedarf. Die Sichtweisen sind inhaltlich unreduzierbar verschieden. Sowohl die betrachteten Merkmale, als auch die angenommenen Wirkkonstrukte und die Handelsgüter, auf die sich die Aussagen beziehen, sind verschieden.

Dennoch beanspruchen alle, dass sie die Funktionsweise der Stadt, zumindest in relevanten Teilaspekten beschreiben und erklären können. Dabei spielt es für die Bauern keine Rolle, ob die von ihnen entwickelten „Erklärungen“ auch „wahr“ sind. Die Frage nach „Wahrheit“ reduziert sich hier, wie wohl in den meisten Fällen auf die

Frage der Nützlichkeit. Eine Erklärung ist dann geeignet, wenn sie die Warennachfrage gut vorhersagt. So hat jede Bauerngemeinde für sich ein aus ihrer Perspektive „gültiges“ Erklärungsmodell entwickelt, dessen Vorhersagen im Allgemeinen zutreffen. Im Einzelfall kommt es jedoch dennoch immer wieder zu Abweichungen. Dies ist für die Bauern aber keineswegs überraschend. Unvorhersehbare Einflüsse werden in den Modellen durch ein entsprechendes Wirkelement bereits mitgedacht. Die Westbauern nennen es „Zufall“, die Ostbauern „Einfluss der Götter“ und die Nordbauern „Karma“.

In jeder der Gemeinden leben möglicherweise aber auch Bauern, die ihre „Perspektivität reflektieren“ und es durchaus auch für möglich halten, dass ein Teil dessen, was von ihrem Hügel aus als „Unvorhersagbarkeit“ erscheint, aus anderen Perspektiven heraus durchaus erklärbar und vorhersagbar sein könnte. Die Schwierigkeit für sie ist jedoch, dass Ihnen nicht klar ist, was der Begriff „Mühlensausen“ überhaupt bedeutet, da von ihrem Hügel aus gar keine Mühlen zu sehen sind und damit auch erst recht keine Aussagen über deren Aktivitätsstatus möglich sind. Es ist daher ausgesprochen schwer zu entscheiden, wie dieses mystische Konzept die eigenen Erklärungsmodelle verbessern könnte.

Genau wie für die Bauern stellt sich auch für Sportwissenschaftler verschiedener Fachdisziplinen die Frage, welche Vor- und Nachteile sich aus einem eher dogmatischen Beibehalten der eigenen Perspektive, einer „reflektierten Perspektivität“ oder auch einer „Interdisziplinarität“ ergeben könnten. Disziplinübergreifend ist es das Ziel der Sportwissenschaftler, aus ihrer jeweiligen Perspektive relevante Phänomene im Bereich des Sports, der sportlichen Bewegung oder auch des sich sportlich bewegendem Menschen zu beschreiben und zu erklären. „Erklärung“ beinhaltet dabei meist, dass ein Modell der Wirkmechanismen aufgebaut wird, mit dem abgebildet wird, wie die betrachteten Phänomene von bestimmten Ausgangsbedingungen abhängen. Ziel eines solchen kausalen Modells ist es dabei häufig, ähnlich wie es die Bauern in dem obigen Bild tun, die zukünftige Entwicklung aus den beobachteten Ausprägungen der Bedingungsfaktoren vorherzusagen. Dabei gehen die Sportwissenschaftler ebenso wie die Bauern davon aus, dass ihre Vorhersagemodelle keineswegs perfekt sind, bzw. selbst wenn das Modell selbst perfekt wäre, es dennoch nicht möglich ist, die Ausgangsbedingungen ausreichend genau zu messen. Vorhersagen sind damit immer nur mit einer gewissen Restungenauigkeit möglich. In den Modellen wird diese Ungenauigkeit als „Messfehler“ oder als „Zufallseffekt“ berücksichtigt, in Experimenten taucht sie als „Fehlervarianz“ auf. Fehlervarianz wird dabei verstanden als unsystematische, nicht vorhersagbare Abweichung der Ausgangsbedingung oder des Ergebnisses, die durch das verwendete Erklärungsmodell nicht berücksichtigt wurde. Es wird somit also explizit angenommen, dass es in dem Modell Faktoren gibt, deren Wirkung nicht vorhergesagt werden kann. Dennoch gibt es manchmal a posteriori Bemühungen, für diese unerklärten Faktoren andere Namen als „Zufall“ zu finden und damit zu suggerieren, sie seien doch vorhersagbar. Wenn erwartete Leistungsgewinne ausbleiben, findet man oft die fast „reflexartige“ Deutung, dies möge an einer mangelnden „Motivation“ gelegen habe. Der Sportpädagoge, der Trainingswissenschaftler oder der Sportmediziner, der eine solche Deutung vornimmt, verlässt damit die typischerweise von

ihm eingenommene Perspektive und bringt ein psychologisches Konzept ins Spiel. Allein dadurch, dass der bisher als „Zufall“ bezeichnete Wirkfaktor jetzt auf den Namen „Motivation“ getauft wurde, ist aber noch nichts gewonnen. Die Erklärung bleibt ebenso vorwissenschaftlich wie einige in Sportreportagen zu hörende Erklärungsversuche. Nach einem Fehlschuss des Biathleten heißt es, „...der Sportler habe sich nicht ausreichend konzentriert.“ und entsprechend nach fehlerfreiem Schießen: „...welch tolle Konzentrationsleistung!“ Eine A-posteriori-Gleichsetzung von „Erfolg“ und „Konzentration“ ist so lange keine Erklärung, wie deren Ausprägungen nicht unabhängig voneinander gemessen werden.

Ziel dieses Kommentars ist es, einen spezifischen Vorteil einer Interdisziplinarität als „übersetzter Mehrperspektivität“ im Sinne von Schürmann und Hossner herauszustellen. Unter günstigen Umständen könnte auf diese Weise eine Reduktion der „Fehlervarianz“ in unseren Vorhersagemodellen möglich werden, weil andere Perspektiven eine Sicht auf Wirkfaktoren eröffnen, die aus der eigenen Perspektive verstellt sind. Rein sprachliche „Anleihen“, die den „Einfluss der Götter“ lediglich umbenennen, reichen dazu allerdings nicht aus. Es ist vielmehr notwendig, die Konzepte der Fremdperspektive in die eigenen Modelle als explizite Wirkfaktoren einzubeziehen, die Richtung und Stärke der Wirkung a priori zu definieren und auch die Ausprägung der jeweiligen Größe tatsächlich zu messen. Beides wird nicht in Form einer Kooptierung der Fremdperspektive gelingen, sondern die Kooperation und Hilfestellung der Kollegen erfordern, die mit der „entleihenden“ Perspektive vertraut sind.

Markus Raab

Perspektiven einer perspektivistischen Zusammenarbeit in der Sportwissenschaft: Von Erkenntnisstruktur zu Erkenntnishandeln

Dieser Kommentar begrüßt die Diskussion um eine interdisziplinäre Sportwissenschaft und ergänzt die Diskussion um einen aktionalen Zugang, der zeigt, wie Zusammenarbeit realisiert werden könnte. Das Erkenntnishandeln und die Erkenntnisstruktur sind dabei konstituierende Aspekte einer Präzisierung der Fragen, welche Mehrgewinne wann und wie von disziplin- oder interdisziplinären Arbeiten zu erwarten sind. Mein Fazit beruht letztlich auf der Einsicht: Interdisziplinäre Zusammenarbeit ist Handeln. Die These der Autoren, dass es bei Interdisziplinarität um die „gemeinsam kontrollierte Konstruktion eines Gegenstandes“ geht, wird hinsichtlich der Voraussetzungen auf der Ebene der Strukturen, Prozesse oder Personen präzisiert und mit Handlungsanweisungen für die Zusammenarbeit verbunden.

Zur Begriffsklärung erscheint zunächst zentral, das Konzept einer „interdisziplinären Sportwissenschaft“ präziser zu bestimmen. Wenn mit interdisziplinärer Sportwissenschaft die Zusammenarbeit von sportwissenschaftlichen Teildisziplinen verstanden wird (vgl. auch Willimczik, 2011), ist meines Erachtens deskriptiv (nicht normativ) weniger das Ob als das *Wann* und *Wie* zu diskutieren. Die Autoren Schürmann und Hossner präferieren, dass Interdisziplinarität nicht durch „Zusammenführung der

Ergebnisse der disziplinären Analysen“ (S. 3) hergestellt wird, sondern beispielsweise die Gesamtbewegung „Salto“ aus den Perspektiven verschiedener sportwissenschaftlicher Teildisziplinen konstruiert wird. Ich versuche im Folgenden das Problem der interdisziplinären Zusammenarbeit von einer wissenschaftstheoretischen Erkenntnisstruktur zu einem interdisziplinären Erkenntnishandeln zu verlagern, indem ich die Zusammenarbeit dieser Teildisziplinen spezifiziere und damit eine Alternative zu einer normativen Diskussion begrifflicher und konzeptueller Aspekte von „interdisziplinärer Sportwissenschaft“ oder „Perspektivität“ vorstelle.

Eine bislang wenig explizierte These und vermutlich auch Motivation der Autoren, Interdisziplinarität in der Sportwissenschaft zu diskutieren, beschreibt den Mehrgewinn für die Sportwissenschaft. Auch wenn die Autoren explizit zu einer Bewertung der interdisziplinären Sportwissenschaft „stumm“ bleiben (S. 50), überwiegt im letzten Teil des Aufsatzes eine positive Stellungnahme, wenn sie formulieren: *„Keineswegs auszuschließen ist jedoch, dass sportwissenschaftliche Perspektiven in gemeinsamer Bemühung tatsächlich ineinander übersetzt werden können, wenn vielleicht auch nur hier und dort in ausgewählten Bereichen, so doch gewinnbringend und fachverändernd.“* (S. 51). Zur Prüfung dieser These ist meiner Meinung nach erstens eine Differenzierung der These selbst und zweitens auch die Bezeichnung der Voraussetzungen nötig, unter denen die These gilt. Konkret ist zu präzisieren, welche Mehrgewinne gemeint sind und wann und wie sie zu erreichen sind, damit die Annahme *„hier und dort in ausgewählten Bereichen“* und *„gewinnbringend und fachverändernd“* prüfbar wird. Eine solche Präzisierung der Annahme, dass in einigen Bereichen Interdisziplinarität gewinnbringend sei, legt eine Reihe von Fragen nahe.

Welche Mehrgewinne werden angenommen? In dem obigen Zitat mit „fachverändernd“ bezeichnete Erkenntnisgewinne, Innovationen oder Veränderungen des Wissenschaftsverständnisses werden für die Sportwissenschaft genannt (s. a. Willimczik, 2011). Für eine Zusammenarbeit wäre es sehr nützlich, die gemeinsam erhofften Gewinne explizit zu nennen. Nicht immer sind diese quantifizierbar und statisch vor dem Beginn der konkreten Zusammenarbeit festzuhalten. Eine Auseinandersetzung mit den Zielen der Zusammenarbeit erscheint mir für die Umsetzung des *Wann* und *Wie* nahezu unumgänglich. Die Antwort, welche Mehrgewinne zu erzielen sind, sollte meines Erachtens nicht allein auf der Basis der quantifizierbaren gemeinsamen Erfolge in Drittmitteln und Publikationen beschrieben werden, sondern in der Konstruktion des Gegenstandes selbst. Diese Konstruktion könnte weniger als A-priori-Setzung der Bewusstwerdung verschiedener Perspektiven beschrieben werden, sondern als emergente Konsequenz des Erkenntnishandelns.

Wann sind Mehrgewinne zu erwarten? Die Autoren Schürmann und Hossner weisen zurecht darauf hin, dass sich nicht alle Fragen für interdisziplinäre Zusammenarbeit eignen und sprechen der disziplinorientierten Forschung weitgehend eine zentrale Rolle in der Forschung zu. Für eine Systematisierung des formulierten „Hier und Dort in ausgewählten Bereichen“ interdisziplinärer Zusammenarbeit fehlen bislang Kriterien, wie denn ausgewählt werden soll. Die Antwort, wann Mehrgewinne zu erwarten sind, sollte daher Bereiche festlegen, in denen sich sportwissenschaftliche Teildisziplinen in den letzten Jahren wenig weiterentwickelt haben, weil ihnen fehlendes Wissen, unzureichende Methoden und die disziplinspezifische Perspektive

Wege verbaut haben, die zu beschreiten nötig sind, um neue Antworten auf alte Fragen zu entwickeln, neue Fragen zu generieren oder konkurrierende Erklärungen zu harmonisieren.

Wie sind Mehrgewinne zu erreichen? In dem Artikel von Schürmann und Hossner werden potenzielle Mehrgewinne durch Integration- bzw. Konstruktionsprozesse beschrieben. Dieser Argumentation kann ich gut zustimmen, auch wenn eine Beschreibung, *wie* Integration erreicht werden soll, wenig vorzufinden ist. Am ehesten finde ich das Argument der Anschlussfähigkeitsprüfung von disziplinspezifischen Theorien hilfreich (s. a. Nitsch, 2011). In der dazugehörigen Passage des Artikels wird darauf hingewiesen, dass Disziplinen diejenigen ihrer Theorien auswählen könnten, die „interdisziplinäre Anschlussstellen“ aufweisen. Wie soll diese Prüfung vorgehen? Meines Erachtens gibt es genügend Beispiele in der Wissenschaftsgeschichte, in denen Theorien in einer Disziplin entwickelt und in anderen Disziplinen hinsichtlich ihrer Generalisierung überprüft wurden. Beispielsweise ist die Entwicklung einer Theorie menschlichen Entscheidens aus der Psychologie zu nennen, die dann in der Ökonomie verstärkt geprüft und mit einem Nobelpreis geehrt wurde (Kahneman, 2011). Die Akzeptanz einiger Theorien liegt weniger an ihrer geplanten Entwicklung oder an der Auswahl der Theorie hinsichtlich ihrer Anschlussfähigkeit zu anderen Disziplinen, als vielmehr an ihrem Vermögen, grundlegende Probleme zu lösen, die für viele Disziplinen relevant sind. Die Antwort, wie Mehrgewinne zu erreichen sind, sollte meines Erachtens den Gegenstand folglich so konstruieren, dass der Gegenstand für andere Teildisziplinen akzeptabel ist. Auf der Ebene der Theorien wären dementsprechend metatheoretische Überlegungen (s. a. Nitsch, 2011) genauso wie die Breite und die Grenzen von Erklärungen in der Theorieentwicklung nützlich.

Als Zwischenfazit dieser Bewertung der sportwissenschaftlichen Interdisziplinarität bleibt die Forderung nach Spezifizierung potenzieller Mehrgewinne, damit die situativen Voraussetzungen definiert werden können, unter denen Forschungsfragen präzisiert werden können. Neben dieser Präzisierung, die von in der Sportwissenschaft arbeitenden Forscherinnen und Forschern gelöst werden könnte, wäre ein weiterer Weg, nicht wissenschaftstheoretisch über das Für und Wider verschiedener Ansätze von Interdisziplinarität zu diskutieren, sondern die Voraussetzungen für mehr Zusammenarbeit zu schaffen. Dieser Ansatz würde gegebenenfalls auch lösen können, dass Zusammenarbeit in einem Fach bislang als „interdisziplinär“ fruchtloser diskutiert wird als möglicherweise nötig. Wie könnte so etwas aussehen? Aus meiner eigenen Erfahrung einer interdisziplinären Forschergruppe (Center of Adaptive Behavior and Cognition am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin) möchte ich einige der dort geltenden Regeln (Gigerenzer, 2007) als mögliche Regeln für eine Neugestaltung der Voraussetzungen von Zusammenarbeit in der Sportwissenschaft anwenden.

Voraussetzungen von Zusammenarbeit: Schaffe Gelegenheiten

Regel 1: Integriere Personen in einen Raum, die nicht aus derselben Disziplin kommen. Sportinstitute, die diese Regel prüfen würden, könnten beispielsweise Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus den unterschiedlichen Teildisziplinen Räume zu-

ordnen, statt wie üblich Räume an Lehrstühle oder Abteilungen zu vergeben. Strukturiert geht dies in Forschungsprojekten oder Graduiertenkollegs; aber auch ohne diese Gelegenheiten ist das möglich. Verbundprojekte des Bundesinstituts für Sportwissenschaft (BISp) in Deutschland laden dazu meines Erachtens für die Sportwissenschaft geradezu ein.

Regel 2: Integriere Personen über ihr eigenes qualifizierungs- oder disziplinentorientiertes Projekt hinaus in ein Projekt, in dem sie eine andere Disziplin und deren Vorgehensweisen kennenlernen können. Institute für Sportwissenschaft, die diese Regel prüfen würden, könnten beispielsweise Teilaufgaben in Projekten anbieten, die im Tauschgeschäft oder gegen die üblichen Belohnungen der Mitarbeit in Projekten als Anreiz wirken.

Regel 3: Integriere Personen verschiedener Disziplinen in Diskussionen. Diskussionen wie die von den Autoren Schürmann und Hossner, die dvs-Hochschultage und viele kleinere Tagungen bieten Gelegenheiten und sind Anzeichen des Bedarfs von Zusammenarbeit. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass der tägliche, unverbindliche Austausch, etwa bei einem „Institutskaffee“, ein willkommenes Angebot ist und oft eine Perspektive für die Zusammenarbeit schafft.

Die Regeln zum Erkenntnishandeln beschreiben interdisziplinäre Zusammenarbeit auf der Prozessebene. Diese Prozesse sind maßgeblich beeinflusst von den existierenden Strukturen und dem dynamisch sich verändernden Verständnis von Wissenschaft. Das Erkenntnishandeln könnte daher auch durch die Veränderung der Struktur der Institute, Universitäten und wissenschaftlichen Institutionen begleitet werden. Für die Sportwissenschaft wäre zu überlegen, ob auf der Ebene der Institute eine rein disziplinentorientierte Ausschreibung und Besetzung von Lehrstühlen ausreichend ist. Ähnliches gilt für die Schaffung neuer Bachelor- und Masterstudiumsangebote. Auf der Ebene der Universitäten ist zu überdenken, ob die oft disziplinentorientierten Strukturen und Prozesse ergänzt oder umstrukturiert werden können. Die aktuellen Entwicklungen von Kompetenzzentren uvm. ist nicht immer mit sportwissenschaftlicher Aktivität verbunden. Auf der Ebene der wissenschaftlichen Institutionen ist zu reflektieren, ob die Struktur von Sektionen und Kommissionen in der Deutsche Vereinigung für Sportwissenschaft die Disziplinarität von der Interdisziplinarität nicht eher trennt, als sie gemeinsam zu entwickeln. Innerhalb der Sportwissenschaft, ob die disziplinspezifischen Drittmittelzuweisungen mit weiteren Anreizsystemen wie etwa den BISp-Verbundprojekten interdisziplinärer gestaltet werden können. Interdisziplinäre Sportwissenschaft ist demnach zusammen handeln!

Literatur

- Gigerenzer, G. (2007). *Bauchentscheidungen. Die Intelligenz des Unbewussten und die Macht der Intuition*. Bertelsmann: München.
- Kahneman, D. (2011). *Thinking fast and slow*. FSG: New York.
- Nitsch, J. (2011). Sportpsychologie. In K. Willimczik (Hrsg.), *Sportwissenschaft interdisziplinär – Ein wissenschaftstheoretischer Dialog. Band 4: Die sportwissenschaftlichen Teildisziplinen in ihrer Stellung zur Sportwissenschaft* (S. 109-144). Hamburg: Czwalina.
- Willimczik, K. (2011). Wissenschaft bewegt Sport bewegt Wissenschaft. *Sportwissenschaft*, 41, 327-335.

Hans-Georg Scherer

Perspektivenübersetzung – Perspektivenvermehrung?

Im Folgenden soll einer Kernfrage des Beitrags von Schürmann und Hossner nachgegangen werden, wie nämlich „kleinste gemeinsame Analyseeinheiten“ (S. 47) als Schnittstellen zwischen unterschiedlichen Perspektiven und als Bezugspunkte interdisziplinärer Zusammenarbeit konstruiert werden können. Die Autoren gehen dabei davon aus, dass wissenschaftliche Analysen perspektivisch sind, dass wissenschaftliche Gegenstände mittels Theorien, Methodologien und Methoden konstruiert werden und dass die so konstruierten Gegenstände nicht aufeinander reduzierbar sind. Des Weiteren verneinen sie die Möglichkeit von Gemeinsamkeiten wissenschaftlicher Gegenstandskonstruktion in Form lebensweltlicher Bezüge vor allen perspektivischen Analysen (S. 43), weil lebensweltliche Erfahrung ebenfalls perspektivisch ist. Diesen Aspekt möchten wir unterstreichen. Die Perspektivität lebensweltlicher Erfahrung schließt die Existenz eines gleichen Phänomens als gemeinsame Grundlage unterschiedlicher wissenschaftlicher Perspektivität aus. Der lebensweltliche Salto in der Schwimmhalle, den im gegebenen Beispiel die Biomechanikerin und der Erziehungswissenschaftler betrachten, kann allenfalls nominal der gleiche sein, nicht aber als wahrgenommenes Phänomen. Letzteres artikuliert sich vor jeglicher wissenschaftlichen Thematisierung (Böhme, 1993, S. 129 ff.) in symbolischer Prägnanz (i. S. Cassirers, 1994) *als etwas*¹. Und dieses „Als-Etwas“ formt sich unter anderem auf dem Hintergrund kontextueller Verankerung und jeweiliger Strukturiertheit der Beobachter, weshalb der Erziehungswissenschaftler im Salto ein Lernproblem sehen mag und die Biomechanikerin ein Drehimpulsproblem. Gerade in ihrem Übergang können lebensweltliche und wissenschaftliche Perspektivitäten verzahnt sein und die Grenzen fließend. Anlässe und Ausgangspunkte wissenschaftlicher Thematisierung sind oft praktische Phänomene, wie Böhme (1993) an historischen Beispielen veranschaulicht. Auch wenn es also keine gemeinsamen lebensweltlichen Bezugspunkte vor perspektivisch-wissenschaftlichen Analysen geben kann, können lebensweltliche Bezugspunkte gleichwohl von konstitutiver Bedeutung für perspektivische wissenschaftliche Thematisierungen sein (Scherer, 1997), wovon die Autoren in Kap. 3 explizit ausgehen.

Vor dem Hintergrund solcherart perspektivischer Diversifikation ist die Frage, wie kleinste gemeinsame Analyseeinheiten als interdisziplinäre Bezugspunkte zu definieren wären, naheliegend. Schürmann und Hossner schlagen anhand des gegebenen Beispiels eine „Variablenlösung“ dergestalt vor, im biomechanischen Modell eine personale Variable einzubauen, „...dann wäre (...) eine Schnittstelle zu allen erziehungswissenschaftlichen Erklärungen geschaffen – denn personale Bewegungsvollzüge sind von vornherein solche, die darauf befragt werden können, wie sie gelernt und gegebenenfalls gelehrt werden können...“ (S. 48). Hat man damit aber, wie angenommen, bereits eine Variable ohne konkreten Wert in das Modell integriert?

¹ Ausführlicher zum Problem der Formung von Bewegungsbedeutungen auf Basis von Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen siehe Scherer und Bietz, 2000, S. 134 ff.

Um bei dem Vergleich zu bleiben: Die Definition von Variablen im Rahmen empirischer Forschung erfolgt auf Basis gegebener Theorien und in damit gegebenen Wissenschaftssprachen. Konkrete Werte von Variablen können sich nur im Rahmen darauf bezogener Operationalisierungen bewegen. Übertragen auf die vorgeschlagene Lösung stellt sich dann die Frage, wie z. B. eine personale Variable „Lernschwierigkeit“ in einem biomechanischen Modell zu beschreiben und gegebenenfalls zu operationalisieren wäre. Beschriebe man sie pädagogisch oder psychologisch, wäre dies nicht modellkonform. Beschriebe man sie biomechanisch, würde man zum einen eine ungeeignete, weil nicht perspektivisch fokussierende und differenzierungsfähige Modellsprache wählen und hätte zum anderen sicherlich erhebliche Operationalisierungsprobleme. Die vorgeschlagene „Variablenlösung“ scheint die Grenzen perspektivischer Thematisierung kaum überwinden zu können. Wie will sie Schnittstellen in Form kleinster gemeinsamer Analyseeinheiten schaffen, ohne diese entweder im einen oder im anderen Modell zu verankern – in jedem der beiden Fälle bliebe das Übersetzungsproblem erhalten – oder ohne Konstruktion eines neuen, dann interdisziplinären Modells – mit der Folge einer neuen Perspektive und neuer Übersetzungsaufgaben?

Ganz abgesehen davon stellt sich die Frage, welchen Erkenntnisgewinn unter welchem Erkenntnisinteresse man mit diesen Operationen anstreben bzw. erzielen würde. Hier sollten unseres Erachtens die Anlässe und Erkenntnisinteressen strenger unterschieden und nicht in einer „So oder so“-Formulierung (S. 44) zusammengefasst werden. Ein reines Erkenntnisinteresse ist vor dem Hintergrund des gestellten Problems von einem, wie auch immer spezifizierten, Anwendungsinteresse zu unterscheiden, auch wenn beide Forschungsinteressen in der Forschungspraxis häufig ineinanderfließen. Ist „pure Neugier“ (S. 44) Anlass des Forschens und wissenschaftlicher Perspektivität, so besteht eigentlich keine Notwendigkeit, unterschiedliche wissenschaftliche Perspektiven, die man ja gerade zwecks genauerer Auflösung eines gegebenen Problems durch perspektivische Eingrenzung, Fokussierung und Differenzierung einnimmt, aufeinander zu beziehen. Dadurch können sie allenfalls an Differenzierung und Schärfe verlieren, da Übergänge in der Regel Unschärfen zur Folge haben.

Stehen dagegen Anwendungsinteressen hinter den Forschungsprozessen, wie sie bei wissenschaftlicher Beratung von Praxen und bei jeder wissenschaftlich fundierten Gestaltung von Praxis gegeben sind, können andere Lösungsperspektiven in den Blick kommen (Scherer, 1993; Scherer, 1997). Dann bedarf es nämlich keiner Übersetzung von Perspektivität auf analytischer Ebene und keiner zu diesem Zweck zu konstruierenden kleinsten gemeinsamen Analyseeinheiten. Es bedarf auch keines Versuchs von *Rückbezügen* auf (nicht gegebene) lebensweltliche Gemeinsamkeiten. Vielmehr werden – in einer *prospektiven* Richtung – vor dem Hintergrund wissenschaftlicher Erkenntnisse neue Praxen gestaltet. Und in solche Gestaltung können Erkenntnisse unterschiedlicher wissenschaftlicher Perspektivität einfließen. Praxis kann mehrperspektivisch und polytheoretisch fundiert sein – ebenso wie praktisches Handeln immer auch mehrperspektivisch motiviert sein kann –, ohne dass die unterschiedlicher Perspektivität entstammenden fundierenden Befunde konfliktieren (müssen, was nicht bedeutet, dass sie es nicht können). Im gegebenen Beispiel des

Salto spricht nichts dagegen, dass gleichermaßen Erkenntnisse der Biomechanikerin über Drehmomente, Erkenntnisse des Pädagogen über kooperatives Lernen und Erkenntnisse des Psychologen über angstreduzierende Strategien in Beratung und praktische Gestaltung einfließen. Ganz ohne Übersetzung kommt allerdings auch eine solcherart anwendungsbezogene Interdisziplinarität nicht aus: Denn Anwendungsbezüge bedürfen immer der Übersetzung wissenschaftlich-perspektivischer Erkenntnisse in lebensweltliche Konstruktion. Gemeinsame lebensweltliche Bezugspunkte von Übersetzungen (mehr)perspektivischer Analysen liegen dabei aber nicht in Rückbezügen auf vorwissenschaftliche Phänomene, sondern in ihrer Neukonstruktion. Lebensweltbezüge als interdisziplinäre Integrationskerne sind wissenschaftlich-perspektivischen Analysen damit nicht *vor-*, sondern *nachgelagert*.

Literatur

- Böhme, G. (1993). *Am Ende des Baconschen Zeitalters. Studien zur Wissenschaftsentwicklung*. Frankfurt/M.: suhrkamp taschenbuch.
- Cassirer, E. (1994). *Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis* (10. Aufl.). Darmstadt: Primus Verlag.
- Scherer, H.-G. (1993). *Analysen und Perspektiven des Theorie-Praxis-Problems in der Sportpädagogik am Beispiel des Anwendungsbezugs bewegungswissenschaftlicher Forschung. Habilitationsschrift*, Marburg. <http://www.unibw.de/unibib/digibib/digibib/ediss/paed>
- Scherer, H.-G. (1997). Phänomenbezug als Notwendigkeit und Problem einer pädagogischen Bewegungsforschung. In E. Loosch & M. Tamme (Hrsg.), *Motorik – Struktur und Funktion* (S. 126-130). Hamburg: Czwalina.
- Scherer, H.-G. & Bietz, J. (2000). Zwischen Zeichen und primordialem Sinn – Bewegung als Bedeutungsproblem. In H.-G. Scherer & J. Bietz (Hrsg.), *Kultur – Sport – Bildung* (S. 117-148). Hamburg: Czwalina.

Ingo Wagner

Zur Epistemologie interdisziplinärer Sportwissenschaft

Wie gelingt interdisziplinäre Forschung in der Sportwissenschaft? Es ist das Verdienst von Schürmann und Hossner, eine Diskussion zu dieser Frage angestoßen zu haben. Sie haben diese komplexe Thematik hervorragend aufgearbeitet, jedoch ist es im Rahmen eines Zeitschriftenbeitrags unmöglich, alle relevanten Facetten allumfassend zu erörtern. Ohne selbst gleich überzeugende Lösungen parat zu haben, ist meine Intention daher ein (hoffentlich) zur Klärung beitragendes Nachfragen zum Bereich der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie: Welche epistemologischen Annahmen liegen dem Beitrag zugrunde und werden sie ausreichend transparent? Fokussiert werden dabei Angaben zum erkennenden Subjekt, dem zu erkennenden Objekt und der Relation des Erkenntnismoments, da Explikationen hierzu Eckpfeiler einer Epistemologie interdisziplinärer Sportwissenschaft konstituieren.

In Übereinstimmung mit den Verfassern ergibt sich die Relevanz einer Auseinandersetzung mit Interdisziplinarität speziell für die Sportwissenschaft daraus, dass sie als

junge Wissenschaft noch durch eine starke Orientierung an ihren Mutter- bzw. Bezugswissenschaften geprägt ist. Als „noch einzulösenden Anspruch“ sieht Fornoff (1997, S. 167) Interdisziplinarität innerhalb der Sportwissenschaft und auch Meinberg spricht von einer „völlig isolierten Wissensparzellierung“ (Meinberg, 1994, S. 15). Für das Problem, Erkenntnisse aus diesen verschiedenen Wissensparzellen zusammenzubringen, schlagen Schürmann und Hossner zusammengefasst vor, die jeweilige (Forschungs-)Perspektive nachvollziehbar zu machen, indem die Voraussetzungen auf zugrunde liegende, einsichtige Setzungen zurückgeführt werden und sie gemeinsam mit den Zugängen durch reflektierte Darstellung transparent vorgestellt werden. Anzumerken ist der Eindruck, dass die Autoren die reflektierten Artikulationen von Präsuppositionen und die begrenzte Ausschnitthaftigkeit je einer Perspektive als Spezifika interdisziplinärer Wissenschaft beschreiben, was aber meines Erachtens Teil jeder (auch disziplinimmanenter) Wissenschaft sein sollte.

Zunächst ist zu fragen, ob gewährleistet ist, dass die Idee, Voraussetzungen stufenweise auf (Sub-)Präsuppositionen zu regressieren, überhaupt abschließbar ist oder einen Prozess ad infinitum bildet. Ab welcher Stufe kann man sicher sein, eine Ebene grundlegender Prämissen erreicht zu haben? Eine allgemeine Antwort steht noch aus. Im Beitrag ist die konkrete Anwendung für mich beispielsweise an der Stelle nicht überzeugend, wo die Reflexion der gesetzten und nur aufgezählten, als relevant deklarierten Reflexionsaspekte fehlt (vgl. S. 50). Ist dies ein „handwerklicher Fehler“ oder sind die Verfasser der Meinung, sich bereits auf einer Ebene grundlegender Prämissen zu befinden oder ist ihre Idee in der Anwendung aufgrund der Fülle von (teilweise versteckten) Voraussetzungen nicht praktikabel?

Ist es bei anderen Punkten möglich, alle relevanten Voraussetzungen deutlich zu machen? Was lässt sich beispielsweise ausgehend vom zentralen Begriff der „Interdisziplinarität“ auf Basis des Textes über den zugrunde gelegten Begriff „Disziplin“ und die vorausgesetzte Rolle des Erkennenden ableiten? Schürmann und Hossner definieren Interdisziplinarität ohne diskutierte Begründung nur en passant als „Übersetzung verschiedener Perspektiven auf den gleichen Gegenstand“ (S. 50). Nimmt man die Idee der Autoren ernst, müsste als reflektierte Annäherung an eine Definition von „Interdisziplinarität“ über Präsuppositionen unter anderem geklärt werden, was eine „Disziplin“ charakterisiert. Beispielhaft ein Ansatz dazu: Die Eigenständigkeit einer Disziplin lässt sich nach Kuhn zeitlich dadurch definieren, dass sich in der scientific community ein Paradigma herausgebildet hat. Folglich ist bei Interdisziplinarität gegeben, dass jede Disziplin ein leitendes Paradigma hat. Während für Chalmers (vgl. 1994) eine Wissenschaftsdisziplin dadurch definiert ist, dass je Zeitabschnitt nur ein einziges Paradigma leitend ist, könnte in der postmodernen Zeit mit ihrem Theorienpluralismus auch argumentiert werden, dass pro Disziplin mehrere Paradigmen existieren. Zu einer steigenden Anzahl verschiedener Paradigmen als Abgrenzungsbemühung kommt es durch zunehmende Kompetenz- und Profilierungskämpfe zwischen den Wissenschaftszweigen (vgl. Benedikter, 2001, S. 137). Zwischen diesen eine vermittelnde und verständliche Sprache zu finden, um sich über diverse paradigmtenbedingte Perspektiven (hinweg) zu verständigen, scheint nicht leicht. Kuhn selbst argumentiert ja von der angeblichen Nicht-Zusammenführbarkeit verschiedener wissenschaftlicher Paradigmen auf die Unmöglichkeit ihrer

Bewertung im Sinne des jeweils anderen Paradigmas (vgl. Kuhn, 1962). Insbesondere ergibt sich für die Sportwissenschaft das Problem, Paradigmen aus natur-, verhaltens-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Teildisziplinen der Sportwissenschaft zu übersetzen. Ergänzend zum vorgeschlagenen Vorgehen der Autoren lässt sich festhalten, dass auch die leitenden Paradigmen unterschiedlicher Teilbereiche der Sportwissenschaft transparent gemacht und ihre Kongruenzen diskutiert werden sollten.

Weiter ist zu klären, ob eine „Disziplin“ an sich existiert und welche Rolle dem Erkennenden zufällt. Je nach anthropologisch-erkenntnistheoretischem Fundament (das durch iterative Regression der Voraussetzungen weiter herauszuarbeiten wäre) könnte „Disziplin“ als durch Subjekte konstituiert und veränderlich bestimmt werden. Dazu passend übernimmt Kuhn von Hanson (1958) die These, dass es keine theorie- bzw. paradigmenneutrale Beobachtung gibt. Auch nach Putnam gibt es „nicht die einzige wahre Beschreibung der Wirklichkeit“ (Putnam, 1993, S. 254), da alle Erkenntnis interessensgebunden ist (vgl. Habermas, 1968; Apel, 1979). Gleichfalls bezeichnet Popper Erkenntnis als konjunktural, das heißt, auch scheinbar offensichtliche Präsuppositionen sind nur vorläufige Annahmen, die Einflüssen des Subjekts unterliegen und gegebenenfalls durch Falsifikation ersetzt werden müssen, was bedeutet, dass nicht nur disziplinspezifische Präsuppositionen reflektiert artikuliert werden müssen, sondern auch solche des einzelnen Subjekts. Diese Abhängigkeit des Erkenntnismoments von den erkennenden Subjekten findet sich auch im Beitrag, wenn Interdisziplinarität laut der Autoren „die *gemeinsam* kontrollierte *Konstruktion* eines gemeinsamen Analysegegenstandes voraus[setzt]“ (S. 49) und analog „Interdisziplinäre Zusammenarbeit, (...) die *gemeinsame Konstruktion* einer gemeinsamen kleinsten Analyseeinheit [verlangt]“ (S. 47). Implizit legen die Autoren damit auch eine zugrunde gelegte Erkenntnistheorie nahe: Konstruktivismus (s. a. S. 42). Da keine Aufarbeitung erfolgt, ist dies spekulativ, scheint aber zur Idee der Autoren passend. Denn schon bei seinen historischen Vorläufern sollen De- und Konstruktion als Haltung Implikationszusammenhänge mittels dekonstruktiver Analysen sichtbar machen und die ontologische Tradition „in ihren positiven Möglichkeiten, und das besagt immer, in ihren Grenzen abstecken, die mit der jeweiligen Fragestellung und der aus dieser vorgezeichneten Umgrenzung des möglichen Feldes der Untersuchung faktisch gegeben sind“ (Heidegger, 1927, S. 22). Auch passt, dass dekonstruktivistische Analysen nach Derrida neben den expliziten Informationen Faktoren fokussieren, welche diese Thematisierung erst ermöglichen, also Präsuppositionen. Zur Rolle des Subjekts postuliert Konstruktivismus generell die Relativität von Wahrheitsbehauptungen in Abhängigkeit vom sie konstruierenden Menschen und von der Eindeutigkeit der rekonstruierbaren Voraussetzungen und Abläufe sowie der mehrheitlichen Akzeptanz in der scientific community (vgl. Reich, 2001, S. 358). Die Wahrheit einer Aussage kann also dementsprechend nicht objektiv gelten, da unter anderem Einstellungen, Vorerfahrungen, Erwartungen und Wertungen des Erkenntnissubjekts mitschwingen, was unter den von den Autoren gewählten Begriff „Perspektive“ subsumiert werden kann. Folglich existieren auch Disziplinen nicht per se oder durch die betrachteten Entitäten, sondern sind subjektproduziert und -abhängig, ihre Grenzen sind somit intersubjektiv verschieden und individuell. Eine angestrebte Objektivität beim Erkenntnisprozess ist konstruktivistisch damit nicht möglich. Dem

entsprechend ist wissenschaftliche Erkenntnis nach Habermas nur durch Kommunikation als intersubjektiv konstituierte Objektivität (im Sinne eines Konsens) möglich (vgl. Habermas, 1973). Dazu stimmig ist laut Verfasser „für wissenschaftliche Erfahrung (...) konstitutiv, dass sie durch intersubjektiv kontrollierte Theorien (...) zustande gekommen ist“ (S. 44). Sind Schürmann und Hossner so richtig verstanden, dann urteilt Schurz zur Umsetzbarkeit ihres Paradigmas: „Es gibt unzählige Propositionen, über die selbst eine ideale Forschergemeinschaft nie Konsens erzielen kann, weil sie keinen evidentiellen Zugang dazu besitzt, obwohl es keinen Grund gibt, anzunehmen, diese Propositionen seien in ihrem Wahrheitswert ontologisch unbestimmt“ (Schurz, 2011, S. 28).

Die gewählte Annäherung zeigt die Abhängigkeit des Erkenntnismoments von Subjekten. Eine Epistemologie in einem weiten Verständnis müsste neben einer Diskussion der Rolle der Erkennenden auch das Erkannte (Objekt) und ihr Verhältnis umfassen. Hierzu wird nicht klar, ob angenommen wird, dass es objektiv und unabhängig vom Betrachter existierende Gegenstände gibt, die durch verschiedene Perspektiven beschrieben werden, oder dass Gegenstände nicht objektiv existieren, vielmehr immer nur in einer Perspektive, die durch Subjekte und deren wissenschaftsdisziplinäre Prägungen erst konstituiert ist. Dazu zeigt die Auslegung der oben bereits herangezogenen Definition von Interdisziplinarität, dass die Autoren voraussetzen, dass ein gleicher Gegenstand sowohl existiert, als auch als solcher von Menschen erkennbar ist. So „gehen [sie] davon aus, dass es sich (...) nicht (...) um eine Verschiedenheit der (...) Teile der Gesamtbewegung ‚Salto‘ handelt, sondern diese objektiv existieren (S. 42). Dies widerspricht der Definition an anderer Stelle, dass Interdisziplinarität „die gemeinsame Konstruktion des gemeinsamen Gegenstandes voraus[setzt]“ (S. 42).

Die Anmerkungen und offenen Fragen zusammenfassend beurteilend, ist die Idee der Autoren nicht neu, aber richtig. Angedeutet wurde, dass ihre eigenen Ansprüche meines Erachtens nicht komplett eingelöst werden konnten, was ein Indiz für die geringere Praktikabilität ihres Entwurfs sein könnte. Daher muss abschließend die Frage erlaubt sein, ob ihr Ansatz folglich als utopisch eingeordnet werden muss. Utopisch bedeutet nicht, ihn ablehnen zu müssen, sondern im Bewusstsein der Nicht-Einlösbarkeit als Leitidee und Handlungsmaxime anzunehmen.

Literatur

- Apel, K.-O. (1979). *Die Erklären:Verstehen-Kontroverse in transzendentalpragmatischer Sicht*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Benedikter, R. (2001). Das Verhältnis zwischen Geistes-, Natur- und Sozialwissenschaften. In T. Hug (Hrsg.), *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen? Einführung in die Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung. Band 4* (S. 137-159). Hohengehren: Schneider.
- Chalmers, A. F. (1994). *Wege der Wissenschaft: Einführung in die Wissenschaftstheorie*. Berlin: Springer.
- Fornoff, P. (1997). *Wissenschaftstheorie in der Sportwissenschaft. Die beiden deutschen Staaten im Vergleich*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

- Habermas, J. (1968). Erkenntnis und Interesse. In J. Habermas, *Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1973). *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hanson, N. R. (1958). *Patterns of Discovery*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Heidegger, M. (1927). *Sein und Zeit*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Kuhn, T. S. (1962). *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago: University of Chicago Press.
- Meinberg, E. (1994). Sportwissenschaft in der Entwicklung. Einige Beobachtungen. *Spectrum der Sportwissenschaften*, 6 (2), 5-23.
- Putnam, H. (1993). *Von einem realistischen Standpunkt*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Reich, K. (2001). Konstruktivistische Ansätze in den Sozial- und Kulturwissenschaften. In T. Hug (Hrsg.), *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen? Einführung in die Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung. Band 4* (S. 356-376). Hohengehren: Schneider.
- Schurz, G. (2011). *Einführung in die Wissenschaftstheorie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Klaus Willimczik

Interdisziplinarität als Perspektivität – (k)ein Paradigmenwechsel?

Anliegen des Beitrags von Schürmann und Hossner ist es, das „Gelingen von Interdisziplinarität in der Sportwissenschaft“ durch Einbringen des Gedankens der Perspektivität zu begründen. Das Anliegen ist sehr begrüßenswert, weil die wissenschaftstheoretische Rekonstruktion („reflektierte“ und „begründete Interdisziplinarität“) einer interdisziplinären Sportwissenschaft mit ihrer (schnellen) institutionellen Anerkennung nicht Schritt gehalten hat.

Als Grundlage für die Diskussion einer (Meta-)Theorie und insbesondere eines möglichen Fortschritts in der Theoriebildung (und als solcher ist der Vorschlag einer sportwissenschaftlichen Interdisziplinarität als Perspektivität anzusehen) bietet die Wissenschaftstheorie entsprechende Modelle an (vgl. z. B. Lakatos, 1974 und Stegmüller, 1986). Auf deren Grundlage stellt sich die Frage, ob der Vorschlag von Schürmann und Hossner die Forderung erfüllt, dass eine neue (Meta-)Theorie das und *etwas mehr* (!) leistet, was bisherige (Meta-)Theorien erklärt haben.

Ein Vergleich der Vorstellungen von Interdisziplinarität, wie sie traditionellerweise gesehen worden ist (zusammenfassend Nitsch, 2011), mit den Vorstellungen von Schürmann und Hossner zeigt Gemeinsamkeiten, aber auch deutliche Unterschiede. Einigkeit zwischen beiden Positionen besteht darin, dass 1. jede wissenschaftliche Arbeit – ob disziplinär oder interdisziplinär – über eine spezifische Perspektive bzw. ein spezifisches Integrationsniveau konstituiert ist und dass 2. keine Form von Interdisziplinarität voraussetzungslos ist, sondern auf „Präsuppositionen“ aufbaut. Zentrale Unterschiede sind darin zu sehen, dass 1. in der traditionellen Auffassung eine Verschiedenheit der Perspektiven *und* eine Verschiedenheit der „thematischen Teile“ ein und desselben Problemgegenstands gesehen wird, während bei Schürmann und Hossner nur verschiedene Perspektiven interdisziplinär zusammenzubrin-

gen sind, dass 2. sowohl die Anforderungen an die „kleinsten Analyseeinheiten“ als auch 3. die Bedeutung von „Übersetzungen“ sehr unterschiedlich gesehen werden.

Die „Möglichkeit von kontrollierten Übersetzungen zwischen den verschiedenen perspektivierten Analysen“ (S. 43) wird traditionellerweise nur dann als gerechtfertigt angesehen, wenn unterschiedliche Ebenen für ein und denselben Problemgegenstand zusammengeführt werden, wie dies z. B. bei Mikroerklärungen für Makrogesetze im Rahmen des strukturalistischen Tower-Bridge-Modells (vgl. in der Sportwissenschaft z. B. Höner, 2002) der Fall ist. Diese „kontrollierte Übersetzung“ wird im Strukturalismus über die Validität der Abbildreduktion sichergestellt. Und dieses Abbildverhältnis ist mit einer Reduktion, das heißt mit einem Bedeutungsverlust verbunden. Eine solche Abbildreduktion kann bei Schürmann und Hossner (wenn überhaupt) zwischen den beiden Ebenen „zugrunde liegende Wirkungsebene (physikalischer Aspekt)“ und den „biologischen Substraten (implementationaler Aspekt)“ (S. 44) angenommen werden. Dies trifft aber nicht auf die weiteren Ebenen, auf „weitere typische Fragestellungen ..., beispielsweise nach zugrunde liegenden Motivstrukturen (psychologischer Aspekt), nach gesellschaftlichen Bedingungen (soziologischer Aspekt), nach dem kulturellen Kontext (kulturwissenschaftlicher/-geschichtlicher Aspekt) oder nach den erzieherischen Absichten, mit denen die Bewegung gelehrt wird (pädagogischer Aspekt)“ zu. Diese entziehen sich jeder Form von Übersetzung, da es sich um grundsätzlich unterschiedliche Fragestellungen zu dem zunächst aufgeführten Problem handelt. Entsprechend ist es das Ziel von Übersetzungen, ein und denselben, nicht aber unterschiedliche Begriffe zu übersetzen. Hier scheint der zentrale Unterschied zu liegen: Nitsch (2011) als ein Vertreter der traditionellen Auffassung sagt, dass es bei der Interdisziplinarität nicht um unterschiedliche Erklärungen „für einen mehr oder weniger gleichen Gegenstandsbereich“ geht, sondern um „die Kooperationsmöglichkeit wissenschaftlicher (Teil-)Disziplinen ..., die per definitionem auf unterschiedliche Wirklichkeitsausschnitte bezogen sind. ... Eine als Übersetzungsaufgabe gefasste Vorstellung von Interdisziplinarität [ist] von Vornherein illusionär“ (S. 120).

Die Verschiedenheit der „thematischen Teile“ erstreckt sich bei komplexen Problemgegenständen (und für die wird Interdisziplinarität gefordert) darauf, dass die einzubeziehenden Merkmale auf unterschiedliche Theorien ein und derselben Disziplin (Intradisziplinarität, Heckhausen, 1986) oder auf Theorien unterschiedlicher Disziplinen (Interdisziplinarität) zurückzuführen sind. So ist die Frage der Trainierbarkeit der Kraft vor und nach der Pubertät unter anderem auf Merkmale der Trainingswissenschaft (Belastungsnormative), der Bewegungswissenschaft (Operationalisierung der Kraft), der Biochemie (Proteinbiosynthese), der Entwicklungspsychologie und der (Sport-)Soziologie (Determinanten der sozialen Umwelt) angewiesen. Entsprechendes gilt für die angeführten Ebenen bei Schürmann und Hossner.

Die Vielzahl an „thematischen Teilen“ ergibt sich für interdisziplinäres Arbeiten daraus, dass dieses als Modell innerhalb angewandter Wissenschaft entstanden ist, in der es darauf ankommt, der Komplexität der Lebenswelt gerecht zu werden, die sich nicht an disziplinäre Grenzen hält.

Für das (notwendige) „theoretische Integrationsniveau“ bzw. die „Perspektive“ einer Interdisziplinarität liegen Vorschläge vor, z. B. in Form von heuristischen Modellen. Eine solche Modellbildung ist keineswegs voraussetzungslos; sie hat jene Präsuppositionen zu achten, die Schürmann und Hossner aufführen: „Explikationen von methodologischen, anthropologischen, gesellschafts- und naturphilosophischen Positionen sowie ontologische Abklärungen“. Das braucht aber nicht für die „kleinsten Analyseeinheiten“ zu geschehen (vgl. die kontroverse Diskussion zwischen Schürmann und Willimczik, 2011). Für eine solche Interdisziplinarität als „potenzielle Komplementarität“ fordert Nitsch (2011), dass „lediglich die jeweiligen Ein- und Ausgänge also die gemeinsamen Schnittstellen oder ‚Interfaces‘ kompatibel definiert sein (müssten), nicht jedoch die Inhalte der Black Boxes selbst“ (S. 121). Dieser Sicht steht die Aussage von Schürmann und Hossner gegenüber ... „dann setzt Interdisziplinarität die gemeinsam kontrollierte Konstruktion eines gemeinsamen Analysegegenstandes voraus“ (S. 49, vgl. auch S. 47).

Der von Schürmann und Hossner zur Diskussion gestellte Vorschlag lässt „Fragwürdigkeiten“ im engen Sinne aufkommen, die vor allem darin begründet sind, dass die Autoren im Theoretischen verharren sind und darauf verzichten haben, auch nur exemplarisch konkret zu werden. So bleibt vollkommen offen, welches „die kleinsten Analyseeinheiten“ konkret sind, welches „kontrollierte Konstruktionen eines gemeinsamen Analysegegenstandes“ sind und welche Explikationen (S. 50) berechtigter- oder unberechtigterweise angenommen werden müssen, denn dies ist ja die „notwendige Bedingung für das Gelingen von Interdisziplinarität“ (S. 50).

In der Terminologie von Westermann (1987) vertreten Schürmann und Hossner somit einen apriorischen, deduktiv-rationalen Ansatz, den Breuer (1989) als normativ bezeichnet, während Kuhn und Lakatos pragmatisch vorgegangen und auf einem induktiv-empirischen Wege, d. h. in der Analyse des tatsächlichen Wissenschaftsbetriebs zu einer deskriptiven (Breuer, 1989) Metatheorie gekommen sind. An einer deduktiven Vorgehensweise fasziniert ohne Frage die „Reinheit der Gedanken“, offen ist dagegen (zunächst), ob der Ansatz auch trägt, ob oder in welchem Umfang Interdisziplinarität realisiert worden ist oder realisiert werden kann. Und ist es denn realistisch, für eine Wissenschaftsdisziplin mit einer langen Tradition – wie die Biomechanik – einen prinzipiell anderen Erkenntnisansatz zu fordern?

Antworten auf die hier gestellten Fragen, insbesondere auch die Aufforderung nach Konkretisierung für gelungene (und nicht gelungene) Interdisziplinarität, würden auch eine Antwort auf die Frage ermöglichen, ob mit dem Ansatz von Schürmann und Hossner ein Paradigmenwechsel verbunden ist. Bei einer Bejahung der Frage ist weiter zu fragen, ob die bisherigen metatheoretischen Überlegungen zur interdisziplinären Sportwissenschaft dann nicht übertragbar sind, wie dies Kuhn meint, oder ob es im Sinne von Lakatos doch möglich ist, Erkenntnisse über einen Paradigmenwechsel hinweg zu „retten“. Im ersten Fall wäre es gerechtfertigt, auf jede Auseinandersetzung mit der bisherigen Fachliteratur zu verzichten (wie dies die Autoren getan haben), im zweiten Falle stände diese Arbeit noch aus!

Literatur

- Breuer, F. (1989). *Wissenschaftstheorie für Psychologen* (4. Aufl.). Münster: Aschendorff.
- Heckhausen, H. (1986). Interdisziplinäre Forschung zwischen Intra-, Multi- und Chimären-Disziplinarität. In Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld (ZIF) (Hrsg.), *Jahresbericht 1985/86* (S. 18-40). Bielefeld: ZIF.
- Höner, O. (2002). Der Strukturalismus als metatheoretische Perspektive für interdisziplinäre Theorienbildung in der Sportwissenschaft. *Sportwissenschaft*, 32 (1), 32-47.
- Lakatos, I. (1974). Falsifikation und Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme. In I. Lakatos & A. Musgrave (Hrsg.), *Kritik und Erkenntnisfortschritt* (S. 89-189). Braunschweig: Vieweg.
- Nitsch, J. (2011). Sportpsychologie. In K. Willimczik (Hrsg.), *Sportwissenschaft interdisziplinär. Band 4: Die sportwissenschaftlichen Teildisziplinen in ihrer Stellung zur Sportwissenschaft* (S. 109-144). Hamburg: Czwalina.
- Schürmann, V. & Willimczik, K. (2011). Sportphilosophie. In K. Willimczik (Hrsg.), *Sportwissenschaft interdisziplinär. Band 4: Die sportwissenschaftlichen Teildisziplinen in ihrer Stellung zur Sportwissenschaft* (S. 25-55). Hamburg: Czwalina.
- Stegmüller, W. (1986). *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und analytischen Philosophie. Band 2: Theorie und Erfahrung. Dritter Teilband: Die Entwicklung des neuen Strukturalismus seit 1973*. Berlin: Springer.
- Westermann, R. (1987). Wissenschaftstheoretische Grundlagen der experimentellen Psychologie. In G. Lüer (Hrsg.), *Allgemeine experimentelle Psychologie* (S. 5-42). Stuttgart: Fischer.